Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit
6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt
9 fl — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
(Frauenplatz Nro. 8.)

Erinnerungsblätter

aus dem

Leben eines Criminalisten

von

Ernst Fritze.

Leipzig 1854.

Verlag von Ch. E. Kollmann.




München



Erinnerungsblätter

aus dem

Leben eines Criminalisten.

Einleitung.

Bei dem ersten Entwurfe dieses Werkes beschränkte ich mich lediglich auf die Rechtsfälle, welche ich unmittelbar aus der Praxis eines Criminalbeamten, der mir befreundet war, schöpfen konnte, und darauf gründet sich der Titel des Werkes.

Späterhin erweiterte ich den Kreis meiner Bearbeitungen und nahm Prozesse darin auf, welche einem frühern Zeitalter angehörten, jedoch interessant genug waren, um der Vergessenheit entrissen und neu bearbeitet zu werden. Durch diese Veränderung hätte ich veranlaßt werden müssen, den Titel einer Modification

zu unterwerfen, allein in Rücksicht auf die Freiheit, welche dem Vater zusteht, seine Kinder zu taufen wie er will, ließ ich es beim Alten und stehe auch sogar jetzt nicht an, die zerstreut gewesenen Blätter unter dem bisherigen Titel zu sammeln und mit neuen Ausarbeitungen zu vervollständigen.

Um den Leser im Voraus auf die Art der Lectüre, die ihm in diesem Buche dargeboten wird, aufmerksam zu machen, wird es nöthig sein, ihn zu unterrichten, daß er keine Erdichtungen zu erwarten hat, sondern actenmäßig verbürgte Thatsachen, denen das Gewand der Novellistik eine gewisse Abrundung verliehen hat, ohne der historischen Genauigkeit des Factums im mindesten Abbruch zu thun. Es ist jetzt gebräuchlich, das Feld der Belletristik mit den Verirrungen des menschlichen Herzens zu staffiren, um dem Roman einen pikanten Zusatz in halb wahren, aufgegriffenen Criminalfällen zu geben. Hier in diesem Werke findet es der Leser umgekehrt. Hier ist die Sprache und die Form der Belletristik entnommen, hier ist der Phantasie nur so viel Spiel=

raum gestattet, um die Staffage bilden zu können, und alles Uebrige ist der unverletzt gebliebene Kern der Wahrheit, dem man nur die ermüdende Monotonie der juristischen Berichterstattung rauben wollte.

Daß das Werk in fester Haltung dem Principe huldigt, sich nicht in den Situationen der wirklichen That zu vertiefen, wo das Verbrechen, bis zur Nacktheit enthüllt, den Schauer des Entsetzens mit sich führt, das dürfte nur derjenige dem Werke zum Fehler anrechnen, der sich an Schilderungen der Demoralisation ergötzt, wie sie die französische Belletristik liebt. Für solche Leser freilich wurde das Buch nicht geschrieben — sie finden nichts in demselben, was einer ausschweifenden Phantasie Stoff und Nahrung bietet.

Nach den aufmerksamen Beobachtungen erfahrener Psychologen entwickelt sich oft — ja wir müssen behaupten fast immer — der Keim zum Verbrechen in einem einzigen Momente — in dem Momente, wo Gott von dem Menschenherzen vergessen wird! Selten sind die Anregungen frevellustigen Leichtsinns,

selten die Eingebungen der Habsucht, des Hasses, der Rache und der Bosheit mit langen Ueberlegungen gepaart. Nur bei eingefleischten, sehr tief gesunkenen Verbrechern findet eine vollständige Prüfung ihrer verbrecherischen Vorhaben statt. Solche Naturen haben wir aber nicht würdig gefunden zum Gegenstande unserer Unterhaltungen. Wir haben uns darauf beschränkt, den Seelenzustand der Menschen zu schildern, die, durch Impulse verschiedenartiger Momente zu Vergehungen hingerissen, dem rächenden Arme der Gerechtigkeit anheim fielen. Wenn wir nicht streng bei criminalistischen Prozessen bleiben, sondern auch interessante Civil-Prozesse wieder zu geben uns beifallen lassen, so hoffen wir eine Entschuldigung dieser Uebertretungssünde eben darin zu finden, daß sie interessant waren. — Die Namen der betheiligten Personen, so wie die richtigen Angaben der Oerter, sind aus Grundsatz der Willkür der Phantasie gewichen. Rücksichtslosigkeit in dieser Hinsicht würde im Stande sein, dem Werke Anfeindungen zuzuziehen.

E. F.



1.

Ein Familiendrama.

Wir führen den Leser in ein Gebäude, das nach den Regeln der Aesthetik nichts weniger als schön, zierlich und elegant zu nennen ist, aber den Ansprüchen eines Landbewohners gemäß, bequem und wohnlich eingerichtet erscheint.

Das Wohnhaus lag mit der Vorderfront dem Hofraume zu gewendet, welcher alle Attribute des Landbaues in sich vereinigte. Es bestand aus einem einzigen Stockwerk, welches in der Mitte einen Giebelausbau hatte, worin mehre Zimmer Platz fanden. Die Hausthür lag in der Mitte — rechts vom Flure waren vier Zimmer fast gleicher Größe, zwei nach dem Hofe, zwei nach der Dorfstraße — links waren Gesindestuben, die Küche und die Speisekammer. In



früherer Zeit hatten die Giebelzimmer zur Aufbewahrung von trockenen Gemüsen, wie Erbsen, Bohnen u. s. w. gedient, jetzt waren sie zu Schlafzimmern eingerichtet und die Hülsenfrüchte nebst dem Flachsvorrathe in einen Abschlag von Latten verwiesen, der unmittelbar an diese Zimmerchen grenzte und nur durch eine Brettwand von denselben geschieden wurde. — Das Gesinde schlief unten, der Hausherr ebenfalls, so wie der Großvater der Familie, aber die Damen des Hauses schliefen oben. —

Das Hauspersonal dieses kleinen, einfachen Gutshofes bestand zur Zeit, wo wir uns mit demselben bekannt machen, aus dem Herrn von Buchheim, seiner Gattin, einer dreizehnjährigen Tochter Pauline, einem funfzehnjährigen Fräulein Hermine von Thuten — einer Waise, die von Buchheim's aufgenommen war, — und einem alten Officier, dem Vater der Frau von Buchheim. Dieser alte Herr, gewöhnlich Herr Major genannt, obwohl Niemand wußte, woher er sich diesen militairischen Rang geholt hatte, war vor siebenzehn Monaten ganz unerwartet wieder in der Heimath als Lebender erschienen, nachdem man Veranlassung gehabt, ihn zwanzig Jahre als todt zu betrauern. Seine Erscheinung erregte mehr Verwunderung als Freude — ein sicheres Zeichen, daß sein Betragen nicht der Art gewesen war, um Schmerz über seine, durch eigenen Willen herbeigeführte Abwesenheit zu empfinden.

Mit seinem Eintritte in dieß friedliche Haus ent-

schwand das Behagen, und Unfriede, Verstimmung, Streit und Unzufriedenheit faßten Wurzel. — Die Gemüthlichkeit des kleinen Familienkreises entwich und das Wohlsein der Familie drohte unter den herrischen Ansprüchen des alten Herrn gänzlich unterzugehen. Seine Zornausbrüche marterten die Frauen und seine unablässigen Geldforderungen erbitterten den Hausherrn. Mit nichts zufrieden, was man ihm bot, diente ihm besonders ein Testament seiner verstorbenen Gattin zu einem steten Aerger. Seine Gattin hatte nämlich gute Gründe gehabt, das Gut, mit allem wie es lag und stand, ihrer einzigen Tochter und deren Kindern zu vermachen — es war ihr Eigenthum gewesen — und ihren Gatten auf jeden Fall von allen Ansprüchen auf ihre Nachlassenschaft auszuschließen.

Er hatte sie in früherer Zeit durch seine Verschwendung fast zu Grunde gerichtet, hatte sie dann, mitten im Drangsale der Noth, heimlich verlassen und, trotz ihrer spätern Aufforderungen zur Rückkehr in sein Haus, nicht ein Lebenszeichen von sich gegeben.

Um ihre Tochter nun vor seinen Forderungen sicher zu stellen, entwarf sie mit Hülfe ihres Advokaten ein Testament, an dem auch nicht ein Jota versäumt war, um es vor allen Angriffen seinerseits zu schützen.

Herr von Buchheim hatte den Major freundlich empfangen und ihm in seinem Hause ein Asyl geboten. Er war ein einfacher und verständiger Mann — ein ächter Landwirth, arbeitsam, bedächtig, überlegend und

sparsam. Es konnte ihm keineswegs entgehen, daß mit der Vergrößerung seines Haushaltes durch einen Mann von solcher Beschaffenheit, wie sein Schwiegervater, eine bedeutende Mehrausgabe in Aussicht stand, allein er dachte zu redlich und brav, um nur einen Augenblick zweifelhaft über das zu bleiben, was ihm oblag.

Frau von Buchheim kannte ihren Vater mehr aus den Erzählungen ihrer verstorbenen Mutter, als durch eigene Beobachtungen. Aber es war ihr im Gedächtnisse geblieben, daß viele Thränen seinetwegen geflossen waren. Ihr sanfter, gelassener Sinn fügte sich jedoch in die Nothwendigkeit und sie trachtete mit wahrhaftem Eifer darnach, ihm den Aufenthalt im Hause angenehm zu machen. So räumte sie zum Beispiel sogleich ihr Schlafzimmer, das die jungen Mädchen mit ihr theilten, und bettete sich mit ihnen oben hinauf in die Giebelstuben. Aber mit instinctmäßiger Sorgfalt versetzte sie die Verbindungsthür, die zum Schlafzimmer ihres Gatten führte, mit einem kolossalen Wäschschrank, um jedes unbemerkliche Eindringen in dieses Gemach unmöglich zu machen. Es fiel dieß keinem Menschen auf, als dem Major selbst, welcher mit harten Worten eine Rüge darüber aussprach, die jedoch keinen Erfolg hatte. Wir sehen, Frau von Buchheim gehörte zu den stillen Naturen, welche der Schlauheit nicht fremd sind und mit wortloser Energie ihre Maaßregeln zu treffen wissen. Im Schlafzimmer ihres Gatten stand nämlich ein altes Büreau, worin die

werthvollsten Sachen, Gelder und Papiere bewahrt wurden.

Hermine von Thuten, eines jener gutmüthigen, für Dienstbarkeit wie geschaffenen Wesen, suchte die Wohlthaten ihrer Verwandten durch Dienstleistungen aller Art zu vergelten. Ihre Bereitwilligkeit und ihr ausdauernder Fleiß stiftete ihrer Tante Buchheim den größten Vortheil. Außerdem war sie beliebt im ganzen Haushalte und repräsentirte in ihrem ganzen Thun eine Art versöhnendes Princip. Zu ihr flohen die Mägde, wenn sie sich Nachlässigkeiten hatten zu Schulden kommen lassen — zu ihr nahm Pauline ihre Zuflucht, wenn sie dumme Streiche gemacht hatte — zu ihr kam Onkel und Tante, wenn sie irgend etwas sanft auszugleichen wünschten — zu ihr konnte selbst der Major den Weg finden, wenn er einen Wunsch durchführen wollte. Pauline von Buchheim war ein frisches, blühendes Mädchen von dreizehn Jahren, mit sehr gewecktem Geiste, frühreifem Verstande und von einer seltenen Wahrheitsliebe und einem feinen Gerechtigkeitssinne beseelt. Solche Charakteranlagen bilden sich in den frühern Jugendjahren oft zu einem vorlauten und naseweisen Wesen aus und müssen erst durch bittere Lebenserfahrungen die nöthige Politur erhalten. — Wir werden Gelegenheit erhalten, zu bemerken, daß Pauline diesen Jugendfehlern keineswegs entgangen ist. — Sie hielt es häufig für gut, unverholen ihre Meinung zu sagen, ohne daß sie gefragt war, und

diese Wahrheitsoffenbarungen grenzten dann stets an Grobheit und Rücksichtslosigkeit. Namentlich übte sie diese Unart gegen ihren Großvater aus und zwar mit einer Beharrlichkeit, die selbst dem Unwillen ihrer eigenen, sehr geliebten Eltern nicht wich.

Wir kennen nun die Hauptpersonen unsers Drama's und lassen jetzt den Vorhang aufrollen, um sie agiren zu sehen.

Es war März. Der Frühling hatte schon begonnen — der Schnee war geschmolzen — die Sonne schien warm in die Fenster des geräumigen Wohnzimmers hinein, das dicht am Hausflure grenzte. Ein Frühstückstisch stand in der Mitte des großen Zimmers. Am Fenster rechts saß die Hausfrau und nähete — am Fenster links saßen die beiden jungen Mädchen vor einem großen Stickrahmen. Sie wollten der Mutter ein Kleid sticken, wie es damals Mode war. Hermine war die Hauptkünstlerin — Pauline half, verdarb aber in ihrem jugendlichen Uebermuth manches Blümchen und manches Blättchen.

Der Major schritt mit großen, sehr hörbaren Schritten im Zimmer auf und ab und sah einer Sturm- und Gewitterwolke nicht sehr unähnlich. Sein Blick richtete sich von Zeit zu Zeit auf die große Wanduhr, welche unweit der Stubenthür stand, und dann entschlüpfte ihm jedes Mal ein französischer Fluch. — Pauline lachte darüber — Hermine hielt ihr mit bittenden Blicken den Mund zu und Frau von Buchheim seufzte.

Endlich riß dem Major der letzte Geduldsfaden.

„Es ist Chikane von Deinem Manne, nichts als Chikane", donnerte er mit seiner starken und tiefen Stimme. „Er weiß, daß ich es gern sehe, wenn wir punkt zehn Uhr frühstücken — es ist Chikane von ihm — er will mich ärgern! Jetzt ist es zwanzig Minuten über zehn Uhr — warum kommt er nicht? He? Antworte mir gefälligst, Frau Tochter!"

Die Frau Tochter antwortete nicht, sondern zuckte nur die Achseln mit einer Geberde, die keineswegs zum Vortheil ihres Vaters sprach.

Aber Pauline antwortete für ihre Mutter mit all' der Geläufigkeit, die ihr eigen war.

„Großvater, Du thust meinem Vater sehr Unrecht", sagte sie mit einem Tone, der wenig von der kindlichen Anhänglichkeit zeigte, mit der Enkel den Großeltern gewöhnlich ergeben sind. „Wenn der Vater so wenig zu thun hätte, wie Du, so würde er sich gewiß pünktlich zum Frühstück einstellen. Aber er ist heute früh schon um sechs Uhr nach der Grundwiese geritten und hat dort gegen dreißig Arbeiter anzuweisen. —"

„Wirst Du nun bald Dein loses Maul halten", fuhr der Major dazwischen. „Das ist eine schöne Kinderzucht im Hause, wenn solche Grünschnäbel mit reden dürfen. Frau Tochter, Du solltest Deine Hermine besser erziehen, damit sie Dich im Alter nicht aus dem Hause wirft."

„Ich heiße nicht Hermine", warf Pauline schnippisch

ein — „hundert Mal habe ich Dir schon gesagt, daß ich Pauline bin und dies da Hermine. —“ Sie zeigte lachend auf Hermine, die bekümmert auf das Gespräch horchte. (Wir finden uns veranlaßt, hier zu bemerken, daß der Major, der sonst nie Zerstreuungen zeigte, stets die Namen der beiden jungen Mädchen verwechselte und vom ersten Tage an seine Enkelin Hermine nannte.)

„Heiße wie Du willst“, brummte der Major, „aber laß mich ungeschoren!“

„Wenn es auf mich ankäme, so sollte schon Ruhe im Hause bleiben, aber ich weiß wohl, wer Schuld ist, daß täglich Lärm geschlagen wird. —“

„Sei doch still“, begütigte sie Hermine.

„Was sagst Du?“ fuhr der Großvater heftig auf, meinst Du mich?“

„Wen sonst?“ fragte das Mädchen, keck zu ihm aufsehend.

„Sacre nom dieu!“

„Wer sacrirt denn außer Dir im Hause? Niemand!“

„Ei, so schlag' ein Donnerwetter darein —!“

„Das schlägt leider alle Tage ein, seitdem Du hier bist. Sonst war es hier so still, wie in einer Kirche, und dabei doch so lustig und so fröhlich, wenn wir Alle beisammen saßen — jetzt aber ist ein Leben im Hause, als wäre der Böse eingekehrt. —“

„Pauline“, warnte Frau von Buchheim, „Du gehst wieder zu weit! Du hast mir gestern fest versprochen, artiger gegen den Großvater zu sein.“

„Mama, ich habe jedoch gleich bevorwortet, daß der Großvater weder auf Dich, noch auf den Vater schelten dürfe, sonst würde ich nicht schweigen."

„Und was denkst Du denn mit Deinen ungewaschenen Reden zu bezwecken?" fragte der Major mit zornigem Tone.

„Daß Du Dein Unrecht endlich einsehen lernst", entgegnete sie furchtlos.

„Ja, ja! Es ist freilich Unrecht von einem alten siebenzigjährigem Manne, daß er sich untersteht, wieder zu Hause zu kommen und von seinem alten Platze Besitz zu nehmen, nachdem man für gut befunden hatte, diesen Platz zu besetzen und ihn förmlich zu enterben! Schön das! Eine ehrenhafte Gesinnung von Kindern gegen einen alten Vater, der nun überall im Wege ist! Ihr möchtet mich am liebsten aus dem Hause werfen, das von Rechtswegen mir gehört!"

„Ob es Dir gehört, lieber Vater", begann Frau von Buchheim mit ruhigem Tone, „will ich unerörtert lassen, aber daß es uns um Deine Entfernung aus demselben zu thun wäre, muß ich ganz bestimmt bestreiten. Wir sind nur Deiner Anwesenheit hier bis jetzt wenig froh geworden, weil Du so sehr beharrlich auf uns zürnest wegen des Testamentes meiner Mutter, und Du erbitterst Dich, wie es scheint, täglich mehr darüber. Wir können aber die Sache beim besten Willen nicht ändern, denn das Testament spricht

uns ganz decidirt selbst jede Macht ab, zu Deinem Gunsten Abänderungen zu machen —"

„Ja, dafür hat die Frau Tochter freilich gesorgt", warf der Major giftig ein.

„Ich habe gar nichts dazu gethan, lieber Vater. Die Mutter hat mit mir vorher nicht darüber gesprochen und ich war einigermaßen verwundert, als ich eine so sonderbare Klausel bei Eröffnung des Testamentes vorfand. Sie schien mir noch dazu ganz überflüssig, da wir Alle annehmen mußten, daß Du todt seiest, also keinen Anspruch an die Nachlassenschaft der Mutter erheben konntest."

„Jetzt leuchtet der Frau Tochter wohl die Weisheit dieser Clausel ein? Jetzt kann sich die Frau Tochter darauf stützen und dem alten Vater einen Gnadenpfennig bewilligen, wo er Alleinherrscher zu sein gerechten Anspruch hätte."

„Ich weiß nicht, lieber Vater, wie weit Dein Anspruch an dieß Gütchen geht, das ein ererbtes Eigenthum meiner seligen Mutter war, allein ich muß Dich wirklich bitten, Dich in's Unabänderliche zu fügen, weil wir mit dem besten Willen unsere Rechte nicht an Dich abtreten können. Das Gut würde bei den ersten Schritten zu einer Abtretung an Dich unter Sequestration gestellt und der dann gewiß geringe Ertrag und Ueberschuß an uns in gewissen Raten ausgezahlt werden. Ist es unter diesen Umständen nicht besser, wenn wir uns dem Beschlusse der seligen Mutter un-

terwerfen, im Besitze des Gutes unsern Erwerb durch Sparsamkeit und Ordnung vergrößern und in Einigkeit unser Leben verbringen?"

„O ja, für Euch ist das besser", schaltete der Major spöttisch ein, „Ihr seid die Räuber und ich der Beraubte!"

Pauline fuhr mit einer heftigen Bewegung von ihrem Stuhle auf — Hermine hielt sie mit leisen, flehenden Worten fest und Frau von Buchheim antwortete ganz gelassen:

„Mein Mann und ich haben für Dich gethan, was wir konnten! Mein Mann selbst ist ja auch vom Erbe ausgeschlossen — er ist nur der Verwalter meines kleinen Eigenthumes — er hat den Nießbrauch für sein ganzes Leben, kann aber niemals Besitzer werden. Meine Leibeserben treten in Besitz, wenn ich sterbe —! Hast Du aber jemals eine unzufriedene Miene an Buchheim bemerkt? Arbeitet er nicht mit so frohen Blicken für uns, als könne er dadurch sein eigenes Glück begründen? Und so ist es auch —"

„Ja wohl, so ist es auch", fiel der Major hastig ein. „Er begründet sehr klug sein eigenes Glück, indem er das baare Geld bei Seite schleppt —"

„Wie kommst Du zu dieser Voraussetzung?"

„Warum sollte er denn seine Thür zum Schlafzimmer zugestellt haben?" fragte der Major mit höhnischem Zorne. „Doch nur, um nicht von mir belauscht zu werden."

„Diese Anordnung geht von mir aus, lieber Vater", entgegnete Frau von Buchheim.

„Ach bah! Ich kenne den Ertrag des Gutes besser und weiß, was es einbringt."

Frau von Buchheim machte eine Geberde des Bedauerns, welche nur der richtig zu deuten wußte, der die Vergangenheit kannte.

„Das sind Gespräche, welche wenig Erquickliches mit sich bringen", sagte sie leiser. „Wir haben wirklich Alles gethan, was wir thun konnten. Wir haben Dich mit ehrlicher Herzlichkeit in unserm Hause willkommen geheißen, wir haben Dir eine sichere Einnahme angewiesen — freilich unsern Verhältnissen angemessen wir haben uns bestrebt, Dir unser Haus angenehm zu machen, haben auf alle Weise Deine Wünsche und Bequemlichkeit berücksichtigt —"

„Sacre nom dieu, das ist Eure verfluchte Schuldigkeit gewesen —!"

Frau von Buchheim zeigte durch einen vorüberfliegenden Ausdruck ihres Gesichtes, daß sie den Grund zu dieser Schuldigkeit nicht recht einsehen könne, aber sie erklärte sich nicht weiter darüber, sondern fuhr nur herzlich, wenn auch etwas lebhafter und aufgeregter fort:

„An uns liegt es wahrlich nicht, wenn Du Dich stets unzufrieden bezeigst. Wir thun, was wir können —"

„Ach ja, was Ihr könnt —. Ihr gebt mir Wohnung und Essen und Trinken und ein paar lumpige

Groschen Taschengeld! Sacre nom dieu, einem alten gedienten Officier, der sein Leben tausend Male in die Schanze geschlagen hat: ein paar Groschen Taschengeld —! Und in eine Wohnung habt Ihr mich gesetzt —? Ja, sie ist eines Majors würdig! Das ehemalige Schlafzimmer der gnädigen Frau ist gut genug für mich alten Officier —!"

„Wir haben kein anderes Zimmer, lieber Vater."

„So — habt kein anderes Zimmer? Und diese Stube hier und die daneben und des gnädigen Herrn Schlafzimmer?"

„Wir glaubten Dir damit einen Gefallen zu thun, daß wir Dir das Zimmer abtraten, welches einen Ausgang zum Flure hat! Jetzt kommt mein Mann — ich bitte Dich, lieber Vater, verbittere dem guten Buchheim die wenigen Minuten nicht, die er Rast macht —."

Sie eilte mit diesen Worten hinaus, um die letzten Anordnungen zum Frühstück zu treffen. —

Pauline hatte schon längst mit ihren flammensprühenden Augen den Großvater durchbohrt, aber der Respect vor ihrer Mutter hatte ihren Gefühlen so viel Zaum und Zügel angelegt, daß sie nur durch einzelne Pantomimen ihrer innerlichen Empörung Ausbruch gestattete. So wie ihre Mutter das Zimmer verlassen hatte, brach sie los:

„Großvater, was fehlt denn eigentlich Deinem Zimmer? Es ist so groß wie dieses, ist geräumig, hübsch möblirt, genug — es ist so nett, wie man nur

ein Zimmer wünschen kann. Wir haben sehr gern das Opfer gebracht und sind oben hinaufgezogen, um Dir dieß Zimmer abtreten zu können — was hast Du denn nun gegen dasselbe? daß Du in demselben Gemache schlafen mußt, wo Du wohnst, das kann Dir nicht unangenehm sein, da es bequem ist —"

„Ich rede nicht mit Dir, Du Naseweis" — fuhr der Major dazwischen.

Pauline fuhr ungestört fort:

„Und da Du Dich den ganzen Tag in dieser Stube aufhältst, trotzdem Dein Zimmer beständig geheitzt werden muß. —"

„Willst Du damit sagen, daß ich hier nicht sein soll?"

„Nein, das will ich nicht sagen, Großvater, aber ich möchte sagen: daß Du es nicht darauf anlegen sollest, uns Deine Anwesenheit unangenehm zu machen. Du gehst aber darauf aus —"

„Pauline, Pauline", warnte Hermine.

„Laß sie nur reden", sagte der Major mit Hohnlächeln. „Man erfährt von ihr besser als von den Andern den Stand der Gesinnungen."

„Du erfährst gar nichts weiter, Großvater, als was ich von der Sache denke und wie ich sie beurtheile."

„Ja, ja! Deine Mutter übt Dich in einsamen Stunden — sie richtet Dich ab —"

Pauline war mit zwei Sätzen dicht vor ihrem Großvater, stellte sich vor ihm auf und sagte mit drohendem Tone:

„Laß meine Mutter zufrieden, Großvater! Andere Leute, wie sie, haben mir erzählt, wie es gekommen ist, daß die Großmutter Dich enterbt hat — andere Leute, die Augenzeuge gewesen sind, haben mir erzählt: daß Du alles verspielt und verschwendet hast, daß die Großmutter beinahe an den Bettelstab gekommen ist, daß Du dann auf und davon gegangen wärest und hättest sie in Noth und Elend verlassen. Wie kannst Du nun verlangen, daß die Großmutter ihr Eigenthum, welches sie durch unsägliche Mühen erhalten und durch den Fleiß von meinem Vater verbessert hat, einem Andern vermachen soll, als uns? Deine Ansprüche sind ganz ungerecht — und meine Eltern thun mehr als zuviel, wenn sie Dir das geben, was sie Dir versprochen haben. Hätte die Großmutter geahnt, daß Du noch lebtest, dann hätte sie gewiß noch andere Maaßregeln genommen. Ich weiß von Leuten, die es gesehen haben, daß sie aus Gram über Dein Betragen mehr Thränen in einem Tage geweint hat, wie andere Frauen ihr Lebelang."

Sprachlos vor Wuth hatte der Major dem unaufhaltsamen Redefluß des jungen Mädchens zugehört. Jetzt holte er aus und wollte sie schlagen. Pauline sprang zurück.

„Schlagen lasse ich mich nicht von Dir! Es ist

die Wahrheit und ich begreife nur nicht, weshalb sich Papa und Mama Alles von Dir gefallen lassen."

„Und wer hat Dir diese saubern Geschichten erzählt", fragte der Major mit dröhnender Stimme.

„Das sage ich Dir nicht, denn Du würdest Deinen Zorn an der armen, hülflosen Person auslassen."

„Sacre nom dieu — das sollst Du mir büßen!"

„Ich fürchte mich nicht vor Dir", entgegnete Pauline sehr keck. —

Herr von Buchheim trat ein. — Pauline schwieg augenblicklich und hing sich schmeichelnd an seinen Hals. Er strich über ihre Wangen.

„Du bist ja sehr erhitzt, Pauline?" fragte er befremdet. „Hat es wieder Streit gegeben, Großpapa?"

Der Major murmelte einige Worte, die Niemand verstand.

Herr von Buchheim entschuldigte seine späte Ankunft mit den dringenden Geschäften und die Familie setzte sich zu Tische, ohne weitere Fragen zu thun. Während des Frühstücks erinnerte sich der Hausherr an eine Einladung einer benachbarten Edelfrau, der Frau von Simmern, die er im Namen seiner Damen angenommen hatte.

„Der Landbote begegnete mir", referirte er kurz, „und ich wollte ihm die Hälfte des Weges ersparen. Diese Einladung betrifft Sie mit, lieber Schwiegervater", setzte er mit einer artigen Wendung zu dem

Major hinzu. „Werden Sie meine Damen im Wagen begleiten? Ich will hinüber reiten."

„Ich werde hier bleiben", brummte der alte Herr. „Denn ich bin nicht Willens mich von Ihrer Tochter auch in Gegenwart fremder Herrschaften beleidigen zu lassen —!"

Herr von Buchheim richtete seinen Blick mit scharfem Tadel nach Pauline hinüber. „Ich will nicht hoffen, Pauline, daß Du Dich trotz meiner Ermahnungen schon wieder zu Unarten und Unbescheidenheiten hast hinreißen lassen!"

Das junge Mädchen schlug die Augen beschämt einen Moment nieder, um sie dann mit dem hellsten Glanze schöner und aufrichtiger Kindesliebe wieder auf dem Vater haften zu lassen. Während dieses kurzen Mienenspieles sagte der Major mit immer mehr ausbrechender Bitterkeit: _

„Fräulein Enkelin scheint von ihren Eltern das Privilegium erhalten zu haben, das in Worten zu offenbaren, was sie denken."

„Großvater", rief Pauline, „denke nicht böse von meinen Eltern! Ich bin ganz allein Schuld —"

„Was hast Du denn gesagt?" unterbrach sie Buchheim, und seine Gattin fügte kopfschüttelnd hinzu: — „Ich bin nur einige Minuten aus dem Zimmer gewesen!"

„Es sollte Euch wohl gefallen", fuhr der Major sehr heftig auf, „daß ich die Niederträchtigkeiten wie-

derholte, die Fräulein Naseweis mir vorgeworfen hat. Verlaßt Euch darauf, die Sache wird und muß sich ändern —! Sacre nom dieu, mir das, einem alten gedienten Officier! Fahrt in Teufelsnamen, wohin Ihr wollt — ich werde hier bleiben!"

„Wenn Sie es wünschen, Onkel", sprach Hermine jetzt zum ersten Male dazwischen, „so bleibe ich bei Ihnen!"

„Ich brauche keine Gesellschaft — ich will keine —. Ihr seid Alle nichts werth —!"

Man sah den beiden Ehegatten das Unbehagen an, das ihnen dieser Auftritt verursachte und Pauline wurde von Blicken des Unwillens nicht verschont. Das junge Mädchen saß betroffen da — ein Entschluß keimte in ihr auf — sie sprang auf, um ihn sogleich auszuführen. Sie ging zu ihrem Großvater und bot ihm die Hand:

„Großvater — hier ist meine Hand darauf, daß ich mich nicht wieder gegen Dich vergessen will! Ich bitte Dich um Verzeihung wegen der Worte, die ich Dir gesagt habe und will Dir auch gestehen, daß ich alle die Geschichten von früher aus dem Munde der alten Dorothee gehört habe, welche bei Großmama Kammerjungfer gewesen ist. Hat die gelogen, so soll sie es entgelten! Nun — nimm meine Hand, Großvater ich meine es ehrlich! Magst Du gethan haben, was Du willst, ich habe Unrecht gethan, Dich daran zu erinnern. Vergieb mir — ich will es nie, nie wieder thun!"

Der Major stieß unwillig die dargebotene Hand seiner Enkelin zurück.

„Geh! Ich will nichts weiter hören! Also Dorothee — warte, alte Schlange! Geh! Sage ich" — herrschte er Pauline an, als sie noch immer ihre Hand hinhielt und auf ein versöhnliches Wort zu harren schien.

„Aber, Großvater", sagte Pauline mit einem halb schadenfrohen Blick, „ich habe doch nichts weiter gesagt, als was mir die Leute erzählt haben und was sie sich unter einander längst mitgetheilt hatten. Was kann ich weiter dafür? Laß uns lieber ein Cartell schließen zu Deinem Nutzen und den Leuten durch unser Friedesbündniß trotzen. Ich will schon mein Bestes thun, um diese alten Geschichten vergessen zu machen —."

„Wirst Du mich endlich in Ruhe lassen" — rief der Major zornig.

„Pauline, Du siehst", begann jetzt Herr von Buchheim mit großer Ruhe, „daß der Großvater für dieß Mal nicht auf Deine Bitten eingehen will. Wähle also eine passendere Stunde und unterlaß Deinen Eltern zu Liebe alle Andeutungen, welche von Neuem Zwistigkeiten herbeiführen könnten. Mir ist Frieden und Ruhe durchaus nothwendig zum Wohlsein des Lebens, das weißt Du, also richte Dich darnach!"

Der Major rückte heftig den Stuhl zurück und machte Anstalt, im vollen Eifer das Zimmer zu verlassen. Die Andern sahen sich verwundert und fragend an. Man begriff die neue Alteration nicht ganz.

Der Major ließ sie nicht lange in Ungewißheit über sein Benehmen. „Das soll heißen: der Schwiegervater halte sein Maul! Ja, ja Herr Schwiegersohn, — wir verstehen! Sacre nom dieu! das mir, dem gedienten, alten Krieger? Sie denken wohl, die Blume, durch die Sie reden, ist zu fein für den alten Officier — parbleu — noch ist er nicht so schwachsinnig geworden, um nicht zu verstehen, daß es dem Alten gilt, wenn man der Tochter was gebietet! Wir verstehen! Aber nehmt Euch in Acht! Reizt nur den Wolf — er wird schon beißen, ehe Ihr es denkt!"

Mit diesen Worten schlug er die Thür zu, daß es weithin krachte. Zuerst bemächtigte sich der Zurückgebliebenen eine stille Betrübniß. Nach und nach bemeisterten sie dieselbe und zwangen sich, diesen fatalen Auftritt, wie jeden frühern, zu vergessen. Lieb war es aber Allen, daß der alte Herr seine Einwilligung zu der Nachmittagsfahrt versagt hatte. Sie fühlten eine Erleichterung in dem Gedanken, einige Stunden ohne den Mann verleben zu können, der in jeder Minute eine neue Caprice zu entwickeln gesonnen schien.

Mittags erschien der Major pünktlich, wie immer, zum Essen und das Mittagsmahl verging ohne weitern Befeindungen, aber in einer dumpfen Stimmung, die ein allgemeines Schmollen voraussetzen ließ. — Spät Abends, nach zehn Uhr, kamen die Herrschaften erst wieder zurück von ihrem Besuche. — Pauline

war dort geblieben. Eine zufällige Einladung der Frau von Simmern, welche dieses junge Mädchen wegen ihrer heitern, frischen Laune sehr wohl leiden mochte, wurde von ihren Eltern sogleich bereitwillig angenommen, um die Reibungen zwischen ihrem Großvater und ihr durch diese Entfernung in's Gleiche zu bringen.

Man verabredete eine gesellige Zusammenkunft in Buchheims Hause, während dieser Zwischenzeit — ungefähr zehn Tage — sollte Pauline bei Frau von Simmern bleiben, um mit ihr dann in das väterliche Haus zurückzukehren.

Einige wirthschaftliche Anordnungen führten Hermine nach ihrer Heimkehr noch in Küche und Keller. Frau von Buchheim fragte nach ihrem Vater, hörte: er sei schon zu Bett gegangen und ging dann mit ihrem Gatten in sein Zimmer, um einige Geschäfte, aber auch wohl die Conflicte zu besprechen, welche täglich ihr Wohlsein mehr bedroheten.

Während Hermine in der Vorrathskammer mit der Köchin beschäftigt war, öffnete der Major leise seine Thür, rief dem Hausmädchen zu und fragte mit gedämpfter Stimme:

„Habe ich denn recht gehört? Die Gnädige ist mit Herminen allein wieder gekommen?"

Das Hausmädchen bejahte die sonderbare Frage mit Lächeln — worauf der alte Herr die Thür ganz leise wieder zuzog mit den Worten: „Um so besser!"

Als Hermine mit der Köchin gleich nach dieser

kleinen Scene im Hausflure erschien, theilte die Hausjungfer dieselbe dem Fräulein flüsternd mit und knüpfte daran die Bemerkung: daß der alte Herr den ganzen Nachmittag wie ein Irrsinniger im Hause herumgekrochen sei. Er habe sich oben wohl eine Stunde aufgehalten und sie begreife nur nicht, wie er zu den Schlüsseln der Vorrathskammern gelangt sei, die oben neben den Giebelstuben sich befänden, da die gnädige Frau doch alle Schlüsseln zu verwahren pflege.

Hermine befahl den beiden Dienstboten, diesen Umstand der Herrschaft für heute zu verschweigen. Sie selbst hatte die Schlüsseln an Pauline gegeben, ehe sie fortgefahren waren, und nun vermuthete sie nicht ohne Grund, daß eine Nachlässigkeit der jungen Anverwandtin diese Schlüssel in des Majors Hände geliefert habe.

Armes unglückliches Mädchen! Hättest Du nicht mit immer gleicher Güte und Milde die Fehler Deiner Hausgenossen zu verdecken und auszugleichen gesucht — hättest Du sogleich diese verhängnißvollen Schlüsseln von dem Major, in dessen Hände sie zufällig gekommen waren, zurückgefordert, so wärest Du einem traurigen Schicksale entgangen! Es wurde ziemlich spät, bevor das ganze Hauspersonal zur Ruhe kam. Der Frühling mit seinen Arbeiten machte eine Menge kleiner Anordnungen von Seiten des Herrn von Buchheim nöthig, die ihn bis gegen Mitternacht wach hielten. — Die beiden Damen waren schon eine Zeitlang

zu Bette, als er sich endlich auch niederlegte, um sogleich in einen festen Schlaf zu verfallen. Aber wie ein Alp lag es auf ihm! Träume von grauenhafter Art peinigten seine Seele, ohne daß es ihm gelingen wollte, den Schleier der Betäubung zu zerreißen, welcher von körperlicher Ermattung über ihn geworfen war. Ihm schien ein furchtbares Gespenst von riesiger Beschaffenheit im Hause umherzugehen — bald griff es nach seiner Gattin — bald zerrte es seine Tochter Pauline hinter sich her —. Er hörte die Klage der Erstern — er hörte den Angstschrei der Letztern, aber er konnte nicht zu ihnen — seine Hände lagen gefesselt! — Sein Körper wurde von unsichtbarer Gewalt zurückgehalten! Das Gespenst kam näher — er erkannte die verzerrten Züge des fürchterlichen Geistes — es war der Major! Seine Furcht schwand! Selbst im Traume fiel es ihm schwer, an eine Macht des bösen Geistes zu glauben, die sich mit schweren, schwarzen Fittichen auf das Herz eines Vaters und Großvaters legen könne. Sein Schlaf wurde ruhiger — fester — sicherer in dem Bewußtsein, daß die Ereignisse des Tages den Spuk vor seiner Seele entfaltet hatten. — Aber — wieder und immer wieder tauchte die gespenstische Gestalt auf! Der starke Mann wand sich unter dem Einflusse dieses Traumes, dem er sich durchaus nicht zu entziehen vermochte, der wie glühendes Blei über ihn hinweg gegossen schien, um ihn unter Todesqualen zu martern.



Er rang gewaltsam nach Besinnung! Er wollte mit kräftigem Geiste die Fesseln des Schlafes lösen! Er richtete sich endlich auf! — Wie? Ein Schrei — ein gräßlich wilder Schrei! Träumte er noch? Nein. — „Hülfe!" schrie es von Neuem! —

Mit einem Sprunge war Buchheim zum Bette hinaus —! Wie ein Pfeil durchflog er die beiden Wohnzimmer. — „Mein Gott! Mein Gott! Meine Frau!" stöhnte er.

„Hülfe — Buchheim!" schrie es von Neuem. Er riß die Thür auf — Flammen, gräßlich wilde Flammen schlugen ihm entgegen — die Treppe brannte schon und oben hinter dem Gewirre der Gluth wankte eine Gestalt mit gerungenen Händen und furchtbarem Jammergeschrei. Ohne Besinnen stürzte Buchheim hinauf -- die Stufen krachten — die Gestalt warf sich ihm entgegen. Die Treppe brach — sie stürzten zusammen hinab! Aber Buchheim raffte sich aus der sprühenden Gluth wieder auf — schwer verletzt zwar — und trug seine Gattin in den Hof hinaus. Sie lebte — sie kam zur Besinnung — „Hermine!" schrie sie im ungeheuren Schmerz —!

Buchheim riß sich auf von der Erde, wo ihn der Schmerz seiner Brandwunden niedergehalten hatte — er wollte hinein in's Haus — da brach der Giebel vor seinen Augen zusammen! — Was dort geweilt hatte, war auf ewig verloren!

Jetzt erst kamen die Hausbewohner aus allen Ecken

hervor — die Mägde schleppten ihr Hab' und Gut heraus — auch der Major kam zitternd herbei —. Sein Kopf war von einem brennenden, nachstürzenden Treppenpfosten verwundet. — Fremde eilten herzu. — Diese retteten mit mehr Fassung die werthvollsten Gegenstände aus den unteren Wohngemächern. — Buchheim hatte männlich seine Körperschmerzen so weit überwältigt, um mit Rath und That zu helfen. — Seine Gattin, die schwerer verletzt war, wurde nach dem Pfarrhofe gebracht — der Major ebenfalls. — Hermine war das beklagenswerthe Opfer des Feuers geworden — ihre Gebeine wurden erst am nächsten Tage gänzlich verbrannt hervorgesucht!

Wir verlassen den traurigen Schauplatz, wo Körperschmerz mit Seelenschmerz ringt, wo Thränen des Mitleids mit heißen Dankgebeten zu Gott wechseln! Gott hatte dem Vater- und Mutterherzen das gräßliche Unglück erspart, auch die Tochter beweinen zu müssen — die beiden jungen Mädchen hatten in dem Stübchen zusammen geschlafen, welches dem Orte zunächst lag, wo das Feuer entstanden sein mußte — ja, Paulinens Tod war noch gewisser vorauszusehen gewesen, da ihr Bett dicht an der Brettwand gestanden hatte, die von der Wuth des Feuers sogleich vernichtet werden mußte. — Aber wie war dieß Feuer entstanden?

Es fragte Niemand darnach. In dem Chaos von Gefühlen, in der Verwirrung des Schreckens dachte

Niemand daran, diese Frage aufzuwerfen. In Schmerz darniederliegend, konnte weder Buchheim, noch seine todtkranke Gattin, weder die spät erwachten Dienstboten, noch der schwer verletzte Major irgend eine Auskunft geben, wenn auch gefragt wäre. Die weniger betheiligten Personen nahmen an: daß Fräulein Hermine durch eine Unvorsichtigkeit mit dem Lichte vielleicht selbst ihren Tod und den Brand verschuldet habe.

Aber die rächende Nemesis schläft nicht! Gott wollte diese schauderhafte Verirrung aller menschlichen Gefühle nicht im Schleier nebelhafter Vermuthungen verhüllt lassen. Er ließ das Licht der Erkenntniß aufgehen!

Pauline wurde aus dem Morgenschlummer emporgerissen durch die Nachricht: es brenne in Buchheim und man vermuthe: es sei der Gutshof!

Weiter wußte man noch nichts, denn Buchheim lag zwei Stunden entfernt.

Einen Augenblick stand das junge Mädchen fassungslos und gleichsam erstarrt da. Dann übersah sie mit einer Besonnenheit und Klarheit, welche ihren Jahren weit voraus war, das ganze Erlebniß und Alles, was ihr zu thun oblag.

„Um Gotteswillen, schaffen Sie mir Pferde, damit ich hinüber kann!" sagte sie, indem sie in zitternder Eile ihren Anzug ordnete.

„Meine armen Eltern", flüsterte sie mit stillen Thränen vor sich hin — „o, meine armen Eltern —

das habe ich verschuldet! Ich ganz allein! Ach, hätte ich geschwiegen —! Ja — Du hast Wort gehalten, alter Mann!"

Man besorgte dem Fräulein sogleich Pferde und Wagen und ehe die Sonne aufging, näherte sie sich den rauchenden Trümmern ihres Vaterhauses, das sie in jugendlichem Leichtsinne am Tage zuvor verlassen hatte; Die Kunde des gräßlichen Unglückes in seiner vollsten Ausdehnung erhielt sie, so wie sie in's Dorf einfuhr.

Wie ein electrischer Schlag durchrieselte es ihr ganzes Wesen und trieb Wellen der Empörung in ihr kindliches Gemüth. Ihr Vater verletzt — die Mutter verwundet bis zum Sterben — Hermine, ihre treue, liebe Gefährtin, verbrannt! Allmächtiger Gott, das war zu viel!

„Großvater! Großvater!" rief sie im wilden Schmerze — „wie willst Du das vor Gott verantworten!"

Die Umstehenden staunten, dann dämmerte in ihnen die Möglichkeit auf, und nach wenigen Momenten zweifelten sie gar nicht mehr, daß der Major und kein Anderer aus Bosheit das Eigenthum seiner Tochter, weil es ihm entzogen gewesen war, angesteckt hätte.

Solche Gerüchte finden bald den Weg zur Gerichtsbarkeit. Schon am Nachmittag desselben Tages traf eine Criminaldeputation aus der nächsten Stadt ein, die den Fall einer genauen Prüfung unterwarf und darnach den Beschluß faßte: den alten Officier,

welcher sich schon bei dem ersten Verhöre in sonderbare Widersprüche verwickelte und nicht einmal den Nachweis einer militärischen Dienstzeit zu liefern vermochte, in Haft zu nehmen, obwohl er beharrlich jede Schuld von sich abwälzte. Für den Augenblick war er an seiner erhaltenen Kopfwunde zu krank, um transportirt zu werden, deshalb stellte man ihn unter Bewachung des Schulzenamtes und verschob die Einschreitung gerichtlicher Gewalt bis zu seiner Genesung.

Pauline entwickelte jetzt eine wunderbare Geisteskraft. Sie pflegte die Verwundeten, sie tröstete, sie erheiterte sie. Auch ihrem Großvater entzog sie ihre Theilnahme nicht. Aber sie erklärte ihm eines Tages, als sie allein mit ihm war, mit einer eisenfesten Gemüthsruhe und Beharrlichkeit, daß sie ihn für den Thäter halte und daß er unverantwortlich vor Gott und Menschen gehandelt habe, seine Rachegedanken so weit zu treiben.

„Wenn Du uns des Gutes berauben wolltest, Großvater, wenn Du uns in Armuth und Noth stürzen wolltest, warum ließest Du leichtsinnig Menschenleben in Gefahr kommen. Warum mußte meine gute Hermine einen qualvollen Tod erleiden? Sie war ja unschuldig an meinem Betragen gegen Dich —."

„Wie kannst Du jetzt noch auf mich alten Mann die Beschuldigungen häufen, die allen Grund entbehren", antwortete der alte Herr mürrisch. „Ich habe Euer Haus nicht —"

„Großvater — lüge nicht! Lüge nicht!“ unterbrach ihn Pauline. „Du hast viel Sünden auf Deinem Gewissen — denkst Du gar nicht daran, daß Du sterben könntest?“

„Nein —! Ich denke an nichts, als, wie ich hier fortkommen will, ehe mich die Richter in ihre Klauen bekommen! Schuld bin ich nicht am Tode von Hermine — wahrhaftig nicht! Sie war die Beste von Euch Allen. — „Weshalb hätte ich ihren Tod wünschen sollen.“

Ein Lichtstrahl zuckte durch Paulinens Seele, aber er war selbst für diesen sonderbar festen und harten Sinn zu überwältigend —! Sie schwieg lange. — Die Nacht rückte vor. Sie versorgte ihre Kranken — eine starre Ruhe hatte sich ihres Wesens bemächtigt — bisweilen faltete sie die Hände in einander und flüsterte: „arme Hermine — für mich bist Du gestorben! Für mich! diese unglückselige Verwechselung! Mir galt der Anschlag!“ — Mitternacht war vorüber. Mit Frau von Buchheim war es besser seit einigen Stunden — der Arzt hatte Hoffnung gegeben ihr Leben zu erhalten. Herr von Buchheim hatte nur noch starkes Wundfieber, außerdem befand er sich so gut, daß er bald sein Schmerzenslager verlassen konnte.

Der Major, wir nennen ihn noch so, obgleich er weder Leutenant noch Major in seinem Leben gewesen zu sein scheint — warf sich unruhig hin und her auf seinem Lager. Sein Wächter, der zugleich sein Wärter

war, schlief im Nebenzimmer. Pauline versuchte auch im Sopha zu ruhen. Eine tiefe, heilige Stille lag über der ganzen Flur und über dem Hause des Pfarrers, wo sie Alle Zuflucht gefunden hatten.

Für den Schuldbewußten hat diese heilige Stille aber etwas Gespenstiges — er fürchtet die Einwirkung geistiger Macht und sein Gemüth unterliegt der Aufregung, welche ihm Gottes Nähe verkündet.

„Bist Du wach?“ fragte der Major leise. Pauline sprang sogleich auf.

„Was wünschest Du? Willst Du trinken?“ sagte sie dienstfertig, aber ohne Theilnahme.

„Höre — Hermine —!“ Er hielt inne und seufzte schwer. Pauline fuhr zurück — da war ja wieder der unglückselige Irrthum, daß er sie Hermine nannte. — Der Major begann von Neuem.

„Höre, Pauline, ich will Dir Alles vergeben, was Du mir seither Leides gethan hast — ich will Dir Alles, Alles vergeben, aber hilf mir fort von hier —! Suche Dir Geld und einen Paß für mich zu verschaffen — etwa 100 Thaler, mehr brauche ich nicht, um zu einem alten Bekannten zu kommen, der mich gern bis an mein Lebensende versorgen wird. Ich will fort von hier — ich will nie wiederkommen — das verspreche ich Dir. — Willst Du mir die Mittel dazu verschaffen?“

Pauline schwieg und sann nach. Es wäre am Besten gewesen, ihn, den sie jetzt zu verabscheuen Ur-

sache fand, auf diese Weise zu entfernen — und dann, sie entzog ihn dadurch einem schimpflichen Prozesse, der jedenfalls zu seinem Schaden ausschlagen mußte, der ihn auf's Zuchthaus lieferte, wenn nicht auf's Schaffot! Sie hatte schon viel darüber nachgedacht, daß sie eines Theiles Schuld an seiner Verdächtigung war — auch für sie lag also eine Beruhigung darin, ihn fern von aller Verantwortung zu wissen —. Sie sann lange, lange nach.

Der Major fand es zu lang und begann wieder:

„Sieh, Pauline — ich halte Dich für ein kluges Mädchen — ich halte Dich auch für schlau und umsichtig —. Du hast Recht, wenn Du fürchtest, daß ich mich nicht ganz frei von allen Beschuldigungen machen kann — aber Du hast nur darin Unrecht, wenn Du glaubst, daß ich mit Fleiß und Bedacht ein Mordbrenner geworden wäre. Nein — es war Zufall, reiner Zufall, aber sie werden mich deshalb dennoch strafen — sie werden mich in's Gefängniß stecken —. Pauline, Du kannst es hindern — verschaffe mir 100 Thaler und einen Paß nach — — —"

„Oho — Herr Major", fiel eine Stimme — die Stimme seines Wächters, ein, „dazu müßte ich denn doch meinen Consens auch geben! Was sind das für Dinge, ein junges Kind so zu beschwatzen. — Ja, Sie dachten, ich schliefe so fest wie ein Murmelthier —"

„Hören Sie", wendete sich der Major nun zu dem Wächter, „da Sie es gehört haben, so mögen Sie es

wissen. Lassen Sie mich entfliehen. Ich bin ein alter Mann — lange lebe ich vielleicht nicht mehr —! Seien Sie barmherzig — morgen bin ich gewiß im Stande abzureisen. Mein Kopf schmerzt noch wenig — helfen Sie meiner Enkelin —! Gott lohnt es Ihnen!"

Der Wächter schüttelte streng den Kopf.

„Herr Major, sparen Sie Ihre Worte! Sie haben zu arg gesündigt und Strafe muß sein."

„Ich bin wahrhaftig unschuldig —"

„So —" unterbrach der Mann ihn ernsthaft. „Eben haben Sie ja von Zufall gesprochen."

„Ja, Zufall — allein wenn alle die Menschen bestraft werden sollten, die aus Unvorsichtigkeit Feuer anzündeten —"

„Das ist meine Sache nicht, solche Dinge zu entscheiden. Ihnen wird der Prozeß gemacht und damit Punktum. Jetzt schlafen Sie oder wachen Sie. Fräulein Pauline wird jedoch die Güte haben, in die andere Stube zu gehen. Meine Pflicht erlaubt nicht, daß ich solche Unterredungen gestatte."

Hiermit waren die nächtlichen Verhandlungen abgebrochen. Aber sie hatten zur Folge, daß der Ortsschulze einen Bericht an die Crimininalbehörde abgehen ließ, welcher einen Commissarius herbeirief.

Da die Gesundheit des Majors, anscheinend, wesentlich besser geworden und nach der Berichterstattung des Wächters jeden Falls ein Verhör erforderlich war,

so stand der Criminaldeputirte nicht an, dasselbe abzuhalten.

Man ging dieß Mal schärfer als das erste Mal zu Werke, denn die Verdachtsgründe hatten sich gehäuft. Solchen gerichtlichen Angriffen, die Wort für Wort Erklärung heischten, war der Major, dessen größte Stärke in einem poltronmäßigen Zorne bestand, nicht gewachsen. Er wand sich eine Zeitlang, unter verschiedenen Ausflüchten, durch den Cyclus der inquisitorischen Fragen hindurch, welche zur damaligen Zeit an der Tagesordnung waren, konnte aber zuletzt nicht umhin zuzugestehen: „daß er leider der Urheber des Feuers gewesen sei, welches nicht allein das Haus seiner Tochter eingeäschert, sondern auch den Tod des Fräulein Hermine von Thuten herbeigeführt habe."

Nach dieser mit vollem Bewußtsein gegebenen Erklärung verwahrte er sich mit tausend Beschwörungen gegen jeden Schein von bösem Willen und erzählte mit dem Ausdrucke einfacher Wahrhaftigkeit: „Meine Tochter war mit ihrem Gatten und den beiden jungen Mädchen zu einer benachbarten Dame, der Frau von Simmern, gefahren und hatte Befehle hinterlassen: mir mein Abendbrodt zur bestimmten Stunde zuzubereiten. Die Köchin brachte mir Grützsuppe und einige Schnitte kalten Braten, nebst Käse, Butter und Brodt. Ich fragte: ob sie nicht Knackwurst habe. Sie verneinte es, setzte aber hinzu: wenn die Würste nicht vor wenigen Tagen oben in die luftigern Vorrathskammern

gekommen seien, so würde sie mir gern eine Wurst serviren, denn die gnädige Frau habe expreß gesagt, sie solle dem Herrn Major nach seinen Wünschen thun.

„Nach diesem Bescheide, der mir vollständige Erlaubniß zu enthalten schien, nach meinem Gefallen zu leben und zu handeln, ging ich oben hinauf, um zu versuchen, ob die Vorrathskammern wirklich fest verschlossen seien. Ich fand sie mit Vorlegeschlössern versehen und ganz fest zu. Mir fiel ein, daß unten im Wohnzimmer ein Körbchen meiner Enkelin Pauline stand, worin mehre kleine Schlüssel, ganz von der Art, wie sie zu Vorlegeschlössern passen, gelegen hatten. Ich ging hinab, fand die Schlüssel — und sie paßten. Ueber dem Hin- und Herlaufen war es ziemlich spät geworden, so daß ich die Lust zum Essen verloren hatte. Aber gegen zehn Uhr fiel mir ein, die Gelegenheit doch nicht unbenutzt zu lassen, um mich in den Besitz einiger der Würste zu setzen, die ich sehr gern aß, mit denen aber meine Tochter nicht splendid war. Ich ging hinauf, nahm drei Würste vom Nagel und da in diesem Augenblicke der Wagen mit meinen Angehörigen bei dem Thorwege anfuhr, so eilte ich hastigen Schrittes hinab, um jeden Auftritt zu vermeiden. Dabei muß ich unvorsichtig mit dem Lichte einem Haufen Flachs zu nahe gekommen sein und das Feuer auf diese Weise veranlaßt haben!"

Bei dieser Aussage verblieb er, obgleich die Ver-

nehmungen der Dienstboten durchaus nicht damit übereinstimmten.

Die Köchin wußte zum Beispiel nichts von einer Frage nach Knackwurst und hatte auch keine Erklärung über die Befehle der gnädigen Frau von sich gegeben. Sie war es gewohnt, daß der alte Herr über Alles schimpfte, was man ihm darbot; deshalb hatte sie das Brummen über die Suppe und den Braten unbeantwortet gelassen und war gleich wieder hinausgegangen. Das Hausmädchen erzählte aber, daß der alte Herr schon am Nachmittag mehrmals auf den Bodenkammern gewesen sei und dort gekramt habe. Sie wäre sehr neugierig geworden, hätte sich aber viel zu sehr vor der Grobheit und Heftigkeit des Majors gefürchtet, um eine Frage zu wagen oder ihm gar nachzugehen. Sie erwähnte auch der Nachfrage des alten Herrn: ob seine Enkelin nicht wieder mitgekommen sei, und stellte die Vermuthung auf, „daß er aber gewiß an diesem Abende, wie immer, die Namen Hermine und Pauline verwechselt habe.

Dieser Umstand, welcher späterhin so schwer in die Wageschale fiel, hatte für den Inquirenten gar kein Interesse und wurde deshalb ganz und gar von ihm übersehen. Er sah ein, daß er für jetzt keine Befugniß habe, eine gewaltsam vollführte Verhaftung des Majors zu bewirken, deshalb beschloß er ihn bis zu seiner vollständigen Genesung in gehöriger Aufsicht dort zu lassen und seine Verhandlungen von Zeit zu

Zeit an Ort und Stelle der Brandstiftung selbst zu wiederholen. Dem Anscheine nach lag zu wenig Strafbares vor, um einen Mann von diesem Stande, wenn er auch als ein unzuverlässiger Mensch anzusehen war, als Mordbrenner zu behandeln. Er hatte weder Vortheil von dem Brande gehabt, noch trat irgend ein Motiv heraus, welches den verursachten Brand als Mittel zu einem bedeutenden Zwecke herauszustellen vermochte.

Der Inquirent wollte den Zeitpunkt abwarten, wo Herr und Frau von Buchheim so weit von ihren Verletzungen genesen sein würden — um Auskunft über ihre erste Wahrnehmungen des Unglückes geben zu können. Paulinens Vernehmungen hielt er völlig für überflüssig, weil sie am Tage des Brandes nicht gegenwärtig gewesen war.

Er reiste zurück mit dem leicht hingeworfenen Bescheide, daß er erst nach erfolgter Genesung der Buchheims wieder kommen werde und dann sich wahrscheinlich veranlaßt finden würde, die ganze Sache mehr als ein Unglück behandeln und ad acta zu schreiben. Aber er irrte sich. Er hatte zu voreilig seiner Menschlichkeit Vorrechte eingeräumt. Schon bei der Heimfahrt fiel ihm plötzlich die Bemerkung der Hausjungfer auf's Herz: „daß der alte Herr wahrscheinlich die beiden Persönlichkeiten im Namen verwechselt habe!"

Wie? Sollte ein so schweres Verbrechen hinter diesem anscheinend bloß unglücklichen Brande versteckt

ruhen? Sollte der Großvater seine Enkelin zu verbrennen gemeint haben? Aber weshalb? Warum? Welchen Vortheil hätte er gehabt? Von den feindseligen Verhältnissen zwischen den Beiden wußte er nichts. Ueberhaupt waren noch keine Specialitäten über das Familienleben der betheiligten Personen zu seiner Kenntniß gelangt. Aber es ergriff den Untersuchungsrichter eine peinigende Unruhe — er glaubte durch Verzögerung etwas zu versäumen und so sahen ihn denn die Einwohner von Buchheim zu ihrem Erstaunen schon den zweiten Tag nach seiner Abreise mit seinem Actuar wieder ankommen, um speciellere Nachforschungen anzustellen.

Jetzt versuchte er Herrn und Frau von Buchheim zu vernehmen. Sie waren glücklicherweise wohl genug, um diese geistige Kasteiung ohne gefahrbringende Folgen zu ertragen. Die Aussage des Herrn von Buchheim bot gar nichts dar. Er war mitten in dem Brande hinzugekommen, und wußte nichts zu sagen, als daß er seine Frau glücklich gerettet habe, aber daß es zur Rettung des Fräulein Hermine zu spät gewesen sei.

Frau von Buchheim erzählte mit vielen Unterbrechungen, aber mit klarem Bewußtsein: „Als ich zu Bett gegangen war, kam Hermine noch in mein Schlafzimmer, küßte mich zur guten Nacht und sagte: „wie einsam ist es doch ohne unsere Pauline.“ Darauf erwiederte ich: „Kind, wenn Du Dich fürchtest, allein zu

schlafen, so lege Dich doch zu mir herein aufs Sopha." — Hermine lachte laut auf. „Ich soll mich fürchten? Wovor denn? Damit Du siehst, Tante, daß ich keine Furcht habe, werde ich diese Nacht die Thüre zwischen uns zumachen." Ich protestirte dagegen, weil ich gewohnt war, daß diese Verbindungsthür immer offen stand, allein das junge Mädchen schlug sie wirklich schäkernd zu und da ich nicht Lust hatte, nochmals aufzustehen, so blieb sie zu, bis ich sie — o furchtbarer Augenblick — aufriß, um zu sehen, was eigentlich für ein seltsames Geräusch nebenan in der Stube sei. Ich sah nichts, als Flammen und dicken Rauch — ich hörte nichts! Mein Geschrei nach Hermine blieb unbeantwortet — sie war gewiß schon bewußtlos, wenn nicht schon todt!" —

Nachdem die unglückliche Frau sich von dieser Darstellung einigermaßen erholt hatte, fragte der Untersuchungsrichter nach den Wahrnehmungen, die sie hinsichts der Entstehung des Feuers gemacht hätte.

Frau von Buchheim wußte nichts von den Einräumungen ihres Vaters — man hatte ihr aus Schonung gar keine Mittheilungen darüber gemacht.

„Ich habe eigentlich gar nichts weiter gehört", sagte sie nachsinnend, „als ein Knistern und ein Prasseln —. Ich war müde und schlief sogleich ein. Aber — ich entsinne mich, daß ich aufgewacht bin, als die Dorfuhr zwölf schlug. Eben so entsinne ich mich, daß auf der Treppe ein Geräusch hörbar war, als ginge Jemand

dieselbe sehr langsam hinauf. Die Stufen hatten die Eigenthümlichkeit, zu knarren und zu ächzen, so daß meine Tochter Pauline immer lachend zu sagen pflegte: die Treppe ärgere sich, wenn man sie betrete! Da jedoch der Gedanke an eine Gefahr, selbst an einen Diebstahl, gar nicht in meine Seele kam, so achtete ich des Geräusches nicht und schlief wieder ein."

„Um zwölf Uhr?" fragte der Untersuchungsrichter mit einer gewissen Wichtigkeit im Tone. „Das wissen Sie gewiß?"

„Ganz gewiß!" betheuerte Frau von Buchheim.

„Und wann rettete Sie Ihr Gemahl aus dem Feuer?"

„Das weiß ich nicht" — erwiederte sie mit dem Schauder des Entsetzens. „Mir war ja Zeit und Stunde in der Höllenqual vergangen!"

„Ich will es Ihnen sagen" sagte der Richter schonend. „Es war kurz nach halb eins!"

„Mein Gott, so hätte ich nur noch eine halbe Stunde geschlafen — so hätte ich vielleicht um zwölf Uhr dem ganzen Unglücke zuvor kommen können —? O mein Gott, warum bin ich wieder eingeschlafen!"

Wie würde die arme Frau gejammert haben, wenn sie Alles gewußt hätte! Dem Inquirenten genügte für jetzt diese Auskunft, die ihm Mittel an die Hand gab, auf das verstockte Gemüth des alten Sünders — als solchen betrachtete er von nun an den Major — einzuwirken und er begab sich sogleich zu ihm. Er

nahm sich vor, gegen ihn mit einem Verfahren zu Felde zu rücken, das — unter der Bezeichnung „Inquirentenkniffe“ — jetzt freilich verpönt ist.

Der Major befand sich außerhalb des Bettes und saß in einem bequemen Großvaterstuhl des Pfarrers, als der Richter ganz unvermuthet zu ihm eintrat.

Mit zutraulichem Wesen trat der Inquirent auf den alten Herrn zu, reichte ihm die Hand und sagte im gemüthlichen Tone und ohne alle Affectation:

„Alter Herr, Sie haben mir neulich ganz genau erzählt, wie es gekommen ist, daß Sie die unschuldige Ursache zu dem unglückseligen Feuer gewesen sind, aber eins haben Sie vergessen, mir zu sagen. Ich bin bloß deswegen hier, um Sie zu fragen: was Sie um zwölf Uhr des Nachts auf dem Boden zu thun gehabt haben?“

Der Major sah verwundert in die Höhe. Anders als mit der Bezeichnung „verwundert“ läßt sich der Ausdruck seiner Miene nicht benennen.

„Um zwölf Uhr“ — wiederholte er mechanisch. „Bin ich denn um zwölf Uhr auf dem Boden gewesen?“

„Ja, ganz gewiß sind Sie das, denn man hat Sie gesehen. —“

Das Gesicht des Majors veränderte sich. Plötzlich fiel ihm ein, daß er es hatte schlagen hören und stehen geblieben war, um zu zählen.

„Um zwölf Uhr?“ sagte er nochmals — „man

hat mich gesehen um zwölf Uhr? Ja, richtig, mein Herr, richtig — ich bin ja um zwölf Uhr, oder wenigstens um diese Zeit, noch einmal hinaufgestiegen, um zwei von den drei Würsten, die ich mir mit hinabgenommen hatte, wieder an ihren Ort zu bringen —. Mein Gewissen machte mir Vorwürfe, ich dachte: es könne ein Anderer in Verdacht kommen, und wenn ich die eine Wurst nicht schon aus Hunger verzehrt gehabt hätte, so würde ich sie ganz gewiß alle drei wieder angehängt haben. Ja, ja, das hatte ich ganz vergessen — freilich und da oben muß ich unvorsichtig mit dem Lichte gewesen sein!"

Nun riß dem Richter die Geduld. Ihm war klar geworden, daß er es mit einem weit gewissenlosern Schurken zu thun hatte, als er sich jemals träumen ließ.

„Hören Sie, alter Herr! So lange habe ich mir von Ihnen etwas erzählen lassen — jetzt will ich Ihnen auch einmal etwas erzählen. Sie haben den Nachmittag vor Ausbruch der Feuersbrunst dazu benutzt, um Brennstoffe aller Art, besonders Flachs und Dachsplitte, in der Vorrathskammer dicht neben den Schlafgemächern der Frauen dieses Hauses aufzuhäufen —"

„Wer sagt das?" fragte der Major zitternd.

„Leute, die Sie beobachtet haben. —"

„Die verdammten Dirnen —!" murmelte der Major, unfähig, seine Gemüthsbewegung länger zu bemeistern.

„Sie haben also die böswillige Absicht gehabt, das

Leben dieser Frauen im Allgemeinen zu gefährden. Daß Sie es jedoch nicht auf Fräulein von Thuten, sondern auf Ihre Enkelin und Ihre Tochter abgesehen hatten und daß Sie nur durch Ihre sonderbare Zerstreuung: Ihre Enkelin stets Hermine zu nennen, zu dem Ausrufe: um so besser! gekommen sind, das ist nur allzuklar und bedarf keiner weitern Commentare. Allein unerklärlich bleibt es, aus welchen Gründen Sie die That unternommen haben. Vortheile boten sich Ihnen nicht dar —?"

Ein dämonischer Blick des Majors war seine Antwort.

„Haß und Rache können Sie nicht geleitet haben. Wenn auch zwischen Ihnen und Ihren nächsten Blutsverwandten zuweilen Auftritte statt gefunden haben, die eine innerliche Entzweiung ganz zweifellos machen, so können sich doch dergleichen Empfindungen nicht dergestalt steigern, daß sie bis zu dem Entschlusse eines Mordes unter der gräßlichsten Gestalt hinanreichen. Im Allgemeinen hatten Ihnen die Frauen doch nichts zu Leide gethan, was Sie nachhaltig zu solchen Entschlüssen bringen konnte —"

Die wilde, unbezähmte Natur des alten Mannes brach jetzt hervor.

„Was?" rief er im Zustande großer innerer Empörung —. „Was? Nichts zu Leide gethan? Mit Füßen haben sie den alten Vater getreten —! Enterbt, schimpflich enterbt haben sie mich —! Wem gehörte denn dieß Gut erb- und eigenthümlich? Mir! Keinem

Menschen, wie mir. Meine Frau hatte aber ein Testament machen müssen, worin sie mich für erbunfähig erklärte — mir sogar den Pflichttheil abschnitt und meine Tochter nebst ihren Kindern als einzig rechtmäßige Erben einsetzte. Sacre nom dieu! Ich war hier Herr und Gebieter — kein Anderer! Wer will mir dieß streitig machen? Aber die Schlangen glaubten es listig gemacht zu haben. — Ja, ja! Wenn ich nur meiner ersten Eingebung gefolgt wäre und sie vergiftet hätte —! Das wäre besser geglückt! Und dann war ich alleiniger Erbe — ja, daran hatten die Schlangen nicht gedacht, als sie das Testament herausklügelten, daß Frau Tochter und Fräulein Enkelin sterblich waren und daß ich dann von Rechtswegen zu ihrem Erben ernannt wurde — Sacre nom dieu — daß es so schimpflich mißglückt ist —!"

Er fiel erschöpft in seinen Stuhl zurück — eine Hinfälligkeit, wie sie nur dem Erlöschen aller Kräfte vorauszugehen pflegt, bezeichnete plötzlich sein ganzes Wesen und ließ vermuthen, daß unter der Einwirkung dieser Gemüthsbewegung, verbunden mit dem vorgerückten Alter und den Brandwunden, sein sonst gestählter Körper unterliegen würde.

Der Richter fühlte sich durch und durch erschüttert von dem Ausbruche eines Hasses, den er in dem Herzen eines cultivirten Mannes kaum möglich gehalten. Sein Amt erforderte jedoch die Feststellung eines Geständnisses, das im Rausche des Zornes abgelegt war,

deshalb unterzog er sich sofort der Wiederholung dieser erschütternden Scene im Beisein seines Actuar und nahm die Erklärungen des Majors Wort für Wort zu Protokoll. Aber Gott entzog diesen Sünder der irdischen Gerechtigkeit. Schon am Nachmittage zeigten sich Spuren einer Apathie ganz befremdlicher Art bei ihm, die nach und nach in eine Neigung zum Schlummer überging. Nach sechs Tagen war er todt! Ohne eine Spur von Reue und Buße auf immer eingeschlafen, zeigte sein Gesicht noch im Tode einen drohenden und tief gehässigen Zug, den selbst die Hand des ewigen Schlummers nicht zu glätten vermocht hatte. Die Bestrebungen seiner Tochter, welche, endlich unterrichtet von den Ereignissen, sich verzeihenden Herzens seinem Krankenlager genährt hatte, wies er kalt zurück. Paulinens Theilnahme schien er eher ungern, als gern zu sehen und die gelegentliche Aeußerung: „Dich hätte der Teufel nur holen sollen" — bewies eben so sehr einen unauslöschlichen Haß gegen sie, als eine vollkommene Verderbtheit seines Herzens. Er war ohne Absolution von der Erde geschieden!

Die friedlichen Einwohner von Buchheim verweigerten ihm die Ruhestätte auf ihrem Kirchhofe. Sie wollten in dieser Demonstration einen Act der irdischen Gerechtigkeit üben, da der Sünder durch seinen Tod jeder Strafe entzogen war. Nur den anhaltenden und flehentlichen Bitten Paulinens gelang es, ihm im fernsten Winkel an der Kirchhofsmauer ein Plätzchen aus-

zuwirken, wo er, ohne Sang und Klang in der Nacht eingescharrt, der ewigen Vergeltung entgegenschlafen konnte.

Der Gutshof wurde bald wieder aufgebauet, aber der heitere und fröhliche Sinn seiner Bewohner blieb noch lange getrübt.

Pauline hat nie der Jugendfreundin ohne Thränen gedenken können und auf dem Herzen ihrer Mutter lastete die Erinnerung an ihren unwürdigen Vater mit erdrückender Schwere.

Die Zeit mit ihrer ausgleichenden Hand ist in solchen Fällen der beste und sicherste Tröster.

2.

Eine Mutter.

In den Schilderungen menschlicher Schwäche, welche diese Blätter enthalten, müssen individuelle Ansichten und Meinungen gänzlich in den Hintergrund gestellt werden, um dem Urtheil des Lesers nicht vorzugreifen. Es muß dem Autor genügen, das Factum auf den Standpunkt zu bringen, wo es, von allen Seiten beleuchtet durch seine Entwickelung und seine späteren Folgen, mit dem Verbrechen zugleich den Eindruck befestigt, der dem Urtheile die Basis giebt.

Bis jetzt ist es mir nicht schwer geworden, mich über dem Strome der Empfindungen emporzuhalten, der so leicht die Meinung des Autors besticht und ihn zu Beschönigungen hinreißt — ob es mir bei der Schilderung, welche ich beginnen will, gelingen wird,

mich von Einwirkungen des Mitleidens frei zu halten, weiß ich nicht, deshalb halte ich für gut, von vorn herein an die Empfindungsfähigkeit der menschlichen Natur zu appelliren, um mich gegen den Tadel zu verwahren, menschlichen Vergehungen das Wort geredet zu haben.

Wir sehen uns dießmal in die Räumlichkeit eines großen Haushaltes der Residenz versetzt. Fürstlicher Glanz umgab die Gemächer des Vorderhauses, welches mit den Hintergebäuden durch Seitenflügel verbunden ist. Ein schön gepflasterter Hof mit Wagenremisen und Pferdeställen verrieth den Reichthum des Eigenthümers, auch die Pracht der vier Springbrunnen, welche in einem kostbaren Marmorbassin niederfielen.

Während Eleganz, Reichthum und Geschmack diese Räumlichkeiten auszeichneten und mit ihrem verklärenden Hauche durchzogen, bildete das Hintergebäude ein Asyl für Leute, welche unter der Wirkung dieses Luxus leben und bestehen. Hier wohnten die Frauen der Kutscher und Lakaien — hier fanden Näherinnen, Putzmacherinnen, Wäscherinnen und Scheuerfrauen ein Unterkommen! Aber der Eingang zu diesem Hinterhause war nicht durch das Portal des großen Vorderhauses, sondern ging direct von einer Nebenstraße hinauf. Einzelne Fenster erlaubten einen Ueberblick über den Hof, sonst lagen die meisten auch nach dieser Nebenstraße hinaus.

Es war wie eine kleine in sich abgeschlossene Welt,

dieß stattliche Gebäude mit allen seinen Insassen. Vorn — vornehme und feine Damen in ihrer Eleganz — hinten — die derben weiblichen Gestalten, welche in der Thätigkeit den Erwerb und in ihrem Erwerbe ihre Freude erblickten. In den Prachtgemächern: zarte, ideal geschmückte, zuweilen bleiche Kinder — in den Stuben des Hinterhauses: derbe Sprößlinge einer kräftigen Bevölkerung, denen Rock und Hose nur als nothwendige Bekleidungsgegenstände etwas gelten.

Aber die tägliche Betrachtung des Luxus verbittert manches sonst zufriedene Gemüth — der Vergleich weckt Wünsche und verleitet zum Bösen.

Es war früh am Morgen. Im prächtigen Palaste, der von Grafen und Baronen bewohnt wurde, herrschte noch Todtenstille. Im Hinterhause regte schon Mancher die fleißigen Hände.

Ein junges Weib, stark, kräftig und blühend, aber nicht übermäßig schön, öffnete ihr Fenster, das nach dem Hofe hinauslag, sah aufmerksam umher und horchte ein Weilchen hinüber nach dem herrschaftlichen Gebäude. Als sie Niemand gewahrte, schloß sie leise das Fenster wieder zu. Diese Frau war die Hülfe des ganzen großen Bedientenpersonales im Herrenhause. Ihr fiel die Arbeit zu, welche den feinen Kammermädchen, den stolzen Köchinnen, den eleganten Kammerdienern und den geputzten Bedienten zu grob, zu schmutzig und zu erniedrigend schien.

Sie fegte und scheuerte die Zimmer — sie heizte

die Oefen, sie spaltete das Holz — sie trug das Wasser herbei und wusch das Geschirr ab. Genug, sie war das Factotum der Dienerschaft und unter dem Namen „Sophie" selbst den hohen Herrschaften bekannt.

Für ihre Bemühungen erhielt sie von jeder Etage monatlich zwei Thaler und alles übrig gebliebene Essen, das der lecker gewöhnten Dienerschaft nicht munden wollte.

Sie galt für sehr fleißig, sehr zuverlässig und sehr ehrlich! Vor Sophien schloß Niemand die Schränke und Thüren zu und ohne Sophien war nichts anzufangen. Sollte man nicht meinen, daß ein Mensch sich in der Eigenschaft eines allgemeinen Packesels sehr unglücklich fühlen müsse?

Es mag sein, daß oftmals die Veranlassung dazu war, allein Sophie war glücklich, sehr glücklich im vollsten Sinne des Wortes.

Sie war Mutter eines Kindes, dessen Vater schlecht an ihr gehandelt hatte. Auch das hatte Sophie glücklich überwunden. Sie sprach selten von diesen Verhältnissen, pflegten aber gutmüthig ihrem Verführer seine Schuld dadurch abzunehmen, daß sie sagte: „er hätte mich doch am Ende geheirathet, aber sein Vater war zu stolz. Es ist nun besser so, als daß ich Zank in's Haus gebracht hätte."

Aber ihr kleines Mädchen vergötterte sie — es war ihr höchstes Gut, ihr Stolz, ihre Freude, ihr ganzes Erdenglück!

Das Kind war von engelhafter Schönheit und von unbeschreiblich lieblich freundlichem Wesen. Alle Welt kannte das kleine Wesen. — Alle liebten dasselbe. Groß und Klein, Vornehm und Gering fragte nach Sophiens Anna, wenn die Mutter einmal ohne ihr Mädchen kam.

Von frühster Jugend an hatte sie das Kind mit hinüber genommen, wenn sie zur Arbeit in's Herrenhaus ging. Man erlaubte es ihr, denn man sah, daß sie rüstiger noch arbeitete, wenn das kleine Mädchen, in einem Körbchen sitzend, mit den prächtigen blauen Augen aufmerksam den Bewegungen der Mutter folgte. Das Kind weinte nie — es störte also die Ruhe der Herrschaften nicht und als diese erst gewahrten, welch ein seltsam inniges Zusammenleben zwischen dieser Mutter und diesem Kinde sich entwikkelte, da wuchs die Nachsicht mit Sophiens Mutterliebe zu einem wahren Interesse heran.

Man wußte, daß Sophie durch's Feuer zu schicken war, wenn man ihrem kleinen Mädchen eine Liebkosung erzeigte. Ihr Auge strahlte vor Entzücken, wenn sie es betrachtete — ihr ganzes Gesicht leuchtete, wenn sie von ihm sprach. Sie liebte es mit einer wunderbaren Liebe und einer übernatürlichen Zärtlichkeit — sie hielt sich in seinem Besitze für gebenedeiet und schlug die Schmach: es unehelich geboren zu haben, deshalb sehr gering an.

Das kleine Mädchen hatte das Alter der größten

Hülflosigkeit glücklich überwunden, ohne jemals krank gewesen zu sein. Es war an jenem Morgen, wo seine Mutter hinauslauschte, ob man nicht irgendwie ihrer Hülfe bedürfe, fünfzehn Monate alt. — Aber mit der Entwickelung des Kindes konnte man auch an ihm bemerken, daß die Anhänglichkeit an seine Mutter eine ungewöhnlich zärtliche war. Es war von Natur ein geduldiges, sanftes und freundliches Wesen, das sich überall gleich blieb. Mußte jedoch die Mutter es auf eine kurze Zeit der Pflege einer andern Frau anvertrauen, so senkte es sein Köpfchen und blickte traurig und unverwandt nach der Thür, durch welche die Mutter verschwunden war.

Sophie wußte dieß. Man hatte es ihr tausend Mal erzählt.

Wie sie aber ihre Anna auch nach der kleinsten Abwesenheit begrüßte — wie sie sie anblickte — wie sie jauchzte vor Freude und jubelte:

„Nun habe ich mein Annchen wieder — nun bleibt die Mutter bei ihrem Annchen!"

Und das Kind schlang die kleinen schönen Arme um den Hals der Mutter, versteckte das Gesicht an ihrem Halse und war ebenfalls glücklich, daß es seine Mutter wieder hatte.

Ihre Bekanntinnen hatten sie oftmals mit dieser Liebe geneckt und sie auch aufmerksam darauf gemacht, daß sich dies mit der Zeit ändern müsse — die Herr-

schaft werde nicht immer erlauben, daß die kleine Anna überall mitgebracht werde.

„Dann suche ich mir ein anderes Plätzchen", entgegnete sie mit Entschlossenheit. „Es wird sich in der großen, weiten Welt schon ein Fleckchen finden, wo ich mit meinem Kinde zusammen bleiben kann."

Man lachte über ihren Heroismus und dachte: die Zeit werde schon diese Ueberspanntheit mildern. Aber sie war vom Schicksale bestimmt zu dem Verderben der Mutter sowohl, wie der Tochter.

Unterdeß Sophie an jenem Morgen ihre Kleine weckte, wusch und ankleidete, unterdeß sie mit dem reizenden Kindchen plauderte und vor Entzücken außer sich gerieth, wenn Anna einige Worte nachzusprechen versuchte, unterdeß geschahe es, daß in dem gräflichen Haushalte eine General-Revision sämmtlicher Wäsche gehalten wurde.

Die Wirthschafsmamsell, welche die Aufsicht über das ganze Hauswesen führte, trat mit verstörter Miene in das allgemeine Gesindezimmer und erklärte der anwesenden Bedienung: daß sie für nöthig finde, eine Untersuchung sämmtlicher Koffer und Schränke anzuordnen, weil es sich ergeben hätte, daß fünf der kostbaren Chemisethemden des Grafen fehlten. Diese Erklärung rief einen gewaltigen Aufruhr hervor. Man war indignirt von dem Verdachte, aber auch bestürzt über den Diebstahl. Es gehörte zu den unerhörten Ereignissen, daß eine Sache in diesem streng geregelten Haus-

halte verlegt wurde, wie viel mehr mußte es auffallen, daß fünf kostbare, stets unter Verschluß gehaltene Bekleidungsgegenstände fehlten.

Je mehr Leute dieser Art über eine solche Geschichte sprechen, desto höher steigt die Empörung. Was zuerst nur befremdend und unangenehm ist, wird nach und nach zu einem Weltereignisse, das jeden Gedanken ausfüllt. Leider erwacht dabei nicht selten eine feine Combinationsgabe, unter welcher ein leiser Verdacht zur Gewißheit wird. Bei den grübelnden Gesprächen über den Diebstahl und den etwaigen Dieb fiel das Kammermädchen, das am wenigsten betheiligt war, weil sie mit der Wäsche des Grafen gar nicht in Berührung kam, plötzlich auf die Vermuthung: ob Sophie wohl ganz ehrlich sei! Als hätte die Sonne das dunkle Ereigniß durchleuchtet, so hell erschien Allen die Gewißheit: daß nur Sophie die Thäterin sein könne.

Sophie war die Einzige, welche, obwohl nicht zur fixirten Dienerschaft gehörend, mit allen Rechten eines Dieners die Zimmer betrat — Sophie konnte zu jeder Zeit in die Wäschkammer, in die Plättstube, in das Schlafcabinet und in die Garderobe des Grafen gehen. Sophie hatte das Vertrauen in so hohem Grade genossen, daß nichts verschlossen wurde, wenn sie die Zimmer scheuerte oder bohnte. Sophie konnte zu jeder Minute das Haus verlassen haben, beschwert mit Gegenständen aller Art, sie würde von keinem Menschen daran verhindert worden sein. Ja — man er-

innerte sich sogar, daß Sophie hie und da ängstlich fortgelaufen war, unter dem Vorwande: nur einen Augenblick ihre kleine Anna zu besuchen.

Nachdem der Argwohn einmal rege geworden, stellte sich eine große Bangigkeit ein, noch mehren Diebereien auf die Spur zu kommen und man begann das ganze Hauswesen zu revidiren. Jeder durchstöberte das ihm zufallende Terrain und da fand sich, daß hier eine seidene Schürze der Frau Gräfin, dort ein Taschentuch des einen gräflichen Kindes — hier ein Unterröckchen der kleinen Comtesse und dort ein Haubenschleifchen fehlte, was man im Besitze der Sophie gesehen zu haben sich plötzlich deutlich erinnerte.

Unglücklicherweise für Sophie war die Wirthschaftsmamsell erst seit vier Monaten im gräflichen Dienst und konnte unmöglich wissen, daß die vorige Haushälterin ausrangirte und beschädigte Sachen ohne weitere Umstände weggegeben oder weggeworfen hatte. Sie schenkte deshalb den Schwätzereien der Bedienung die größte Aufmerksamkeit und nahm sich vor, beseelt vom besten Willen, dem Diebe auf die Spur zu kommen.

Bis dahin war es der Gräfin noch immer ein Geheimniß geblieben, daß sich ein Deficit in dem Inventarium ihres Haushaltes vorgefunden hatte, und die Mamsell verordnete auch für jetzt ein Stillschweigen darüber, weil sie glaubte, durch ihren Amtseifer die Sache in's Gleichgewicht bringen zu können.

Sie sendete vor allen Dingen das Kammermädchen

hinüber zu Sophie, um, unter einem Vorwande, dieser scharfblickenden Person Gelegenheit geben zu können, Recognitionen in Sophiens Stübchen vornehmen zu können.

Sophie saß mit ihrer Kleinen am Tische und fütterte sie. Die Kleine sah engelhübsch aus — aber sie hatte ein Kleidchen an, in welchem die Kammerjungfer auf der Stelle ein ehemaliges Sommermäntelchen der jüngsten Comtesse erkannte. So lange man Sophien ehrlich geglaubt hatte, war stets angenommen, daß solche Gegenstände wohl Geschenke der gräflichen Kinder, der Gräfin selbst und auch der Hausmamsell sein könnten, und man hatte jede Frage nach solchen Bagatellen für überflüssig gehalten.

Heute war das anders. Die Kammerjungfer beachtete die liebenswürdige Freundlichkeit, womit das schöne Kind ihr Kußhändchen zuwarf, gar nicht und fragte sogleich mit einem sonderbar schnippischen und naseweisen Tone:

„Wo haben Sie denn das Kleidchen her, Sophie, das Anna hat?"

Sophie wurde purpurroth im Gesicht und sah sehr verlegen bald auf das Kleid, bald auf die Fragerin. Dann entgegnete sie kleinlaut:

„Das habe ich ja drüben geschenkt bekommen —"

„Von wem denn?" examinirte die Jungfer weiter.

„Ja das weiß ich nicht mehr — vielleicht von der vorigen Mamsell —!"

„So —! Nun die Mamsell ist gottlob nicht weit — man kann sie herbeiholen und fragen."

„Aber, Mariechen", bat Sophie ängstlich — die Jungfer hieß Marie — „was fragen Sie denn plötzlich nach dem Kleide — Annchen hat es ja schon seit sechs Monaten —?"

„O wir werden noch mehr fragen", beschied sie Marie. „Zum Beispiel was ist denn das?" — Sie griff nach einem weißen Lappen, der im Fenster lag. — „Was ist denn das? Unser Wappen — eine Grafenkrone in Leinwand gezeichnet —? Sehen Sie mal, Sophie, wo kommt denn ein Leinwandlappen mit der Grafenkrone her?"

Sophie wurde bestürzt — sie zitterte. Sie griff nach dem Lappen.

Die Kammerjungfer steckte ihn aber sogleich in die Tasche.

„Das wollen wir doch mitnehmen. Haben Sie das auch geschenkt erhalten?"

„Es kann sein", stammelte Sophie —. „Ich habe bisweilen alten Leinwandkram, der in dem Flickkasten aufbewahrt wurde, von der Mamsell erbeten—".

Die Kammerjungfer lachte hämisch auf.

„Alten Leinwandkram —! Wir haben auch viel alten Leinwandkram! Nein, gottlob, damit halten wir uns nicht auf. Haben in dem Flickkasten vielleicht auch Chemisethemden vom Herrn Grafen gelegen?"

Sophie wurde todtenblaß. Sie konnte nicht mehr

stehen, sondern setzte sich kraftlos mit ihrem Kinde auf einen Stuhl nieder.

„Mariechen — Sie denken doch nicht, daß ich Chemisethemden vom Herrn Grafen mitgenommen habe —?"

„O, wir denken gar nichts!" entgegnete das Kammermädchen stolz. „Wir werden die Sache untersuchen lassen, damit wir ehrlichen Domestiken nicht in Verdacht kommen. Ich habe jetzt hier schon genug gesehen, um meine Anzeige danach zu machen — denn wo dieß gewesen ist" — sie zog das feine Läppchen hervor und hielt es Sophien nahe an die Augen, „da wird auch wohl noch etwas anderes sein!"

Sie wollte das Stübchen verlassen. Sophie bat sie mit stockendem Athem zu bleiben. Ein furchtbarer Kampf malte sich in den Gesichtszügen des jungen Weibes. Sie vergoß keine Thräne, aber sie drückte dennoch immer die Hand an die Augen, als wolle sie Thränen dort wegwischen. Ihr Kind fühlte instinctmäßig den Kummer der Mutter, es legte sein Köpfchen an die brennend heiße Wange derselben und streichelte mit dem kleinen Händchen ihr Gesicht.

„Mariechen, haben Sie Erbarmen mit mir —" preßte endlich Sophie hervor. „Die Hemden habe ich wahrhaftig nicht — aber ich — ach, Mariechen — ich bin keine Diebin, wahrhaftig nicht —." Die Stimme versagte ihr, sie schluchzte innerlich mehrmals heftig auf. —

Das Kind richtete sich ängstlich auf und sah der Mutter in die Augen — dann legte es seinen kleinen Mund auf die bebenden Lippen derselben und küßte sie wiederholt.

Selbst die leichtfertige Kammerjungfer fühlte sich gerührt von der Bemühung, womit die Kleine ihre Mutter trösten zu wollen schien.

„Sophie", begann sie mit verändertem Tone, „Sophie, ich kann Ihnen keinen besseren Rath geben, als Alles offenherzig einzugestehen und Alles abzuliefern, was Sie gestohlen haben."

Sophie starrte, wie besinnungslos, die Jungfer an. Das Wort „gestohlen" schien einen vernichtenden Eindruck auf sie zu machen.

Als sie jedoch gar keine Anstalt traf, ihr Gewissen auf die vorgeschlagene Weise zu erleichtern, verbitterte sich das Gemüth der Jungfer wieder und verlöschte die augenblickliche Regung des Mitleidens.

„Ueberlegen Sie sich die Sache", setzte sie schnell hinzu, indem sie nach der Thür griff. „Ich habe keine Zeit, hier so lange zu warten, bis es Ihnen gefällig sein sollte, die Hemden zum Vorschein zu bringen. Das sage ich Ihnen zum Voraus, daß wir schon Mittel und Wege finden werden, um Ihre Diebereien an's Tageslicht zu fördern — die Frau Gräfin soll es sogleich erfahren, wo sie die kostbaren Hemden vom Grafen zu suchen hat —."

Ehe Sophie antworten konnte, war sie verschwunden.

Ob Sophie die Hemden gestohlen hatte, ist nie herausgekommen — sie hat es stets beharrlich geläugnet. Aber ganz rein war ihr Gewissen nicht. Kaum hatte das Kammermädchen ihr Stübchen verlassen, als sie mit verzweiflungsvoller Hast das Kind an die Erde setzte und zu ihrem Koffer hinstürzte. Hier riß sie eine Menge kleiner Gegenstände — unerheblich für den Reichthum des Hausstandes, wie den des Grafen — hervor und wollte diese eben zusammengebündelt in den kleinen eisernen Ofen stecken und anzünden, als sich die Thür schon wieder öffnete und der Bediente Karl nebst dem Kammermädchen von Neuem erschien.

„Aha" — rief der Bediente, indem er das Bündelchen an sich riß — „aha, hatte ich nicht Recht, Mariechen, als ich sagte: wie können Sie diese Person aber verlassen, ohne visitirt zu haben. Da ist ja die ganze Bescheerung — sehen Sie mal: ein Röckchen von Comtesse Eveline — ein Paar Strümpfe von ihr — ein Tuch, ein Jäckchen — sogar ein Paar Sommerhosen vom jungen Grafen — Kinderhemden — besehen Sie doch diese, Marie, von wem die sind —"

Das Kammermädchen betrachtete die Hemden — Sophie lag in einer Ecke auf den Knien, hielt das Gesicht in den Händen verborgen und weinte laut. Ihre kleine Tochter stand neben ihr und sah mit ängstlichem Gesichte von Einem zum Andern.

„Nein, Karl", sprach sie verächtlich, „die Hemden sind nicht von unsern Comtessen. Die hat sie selbst

gemacht — fi, solch' ein Schnitt, so gemein und solche schlechte Näherei —"

„Aber vielleicht sind sie aus Sachen geschnitten und fabrizirt, die wir vermissen", entgegnete der Bediente bedeutungsvoll.

Das Kammermädchen nickte und zog ein Päckchen festzusammengerollte Leinwand hervor aus dem Bündel.

„Sehen Sie hier — ein Bettlaken — daraus sind sie geschnitten — darin paßt auch die Grafenkrone. — Sehen Sie." — Marie legte das vorher aufgefundene Stück dagegen und siehe da, der künstlich ausgenähete Saum paßte wirklich.

Nachdem die beiden Dienstboten jede der unbedeutenden Kleinigkeiten streng in Augenschein genommen hatten, packten sie den ganzen Kram zusammen, um ihn mit hinüber zu nehmen. Dann wendete sich der Bediente nochmals an Sophie, die unverändert in ihrer Stellung verblieben war.

„Jetzt rathe ich Ihnen, uns auch die Hemden des Herrn Grafen auszuliefern, sonst spazieren Sie binnen einer halben Stunde in's Gefängniß."

Sophie betheuerte, von den Hemden nichts zu wissen.

„Das mögen Sie andern Leuten weiß machen, aber mir nicht", antwortete der Bediente mit großer Entschiedenheit. „Wir haben hier den Beweis, daß Sie nicht ehrlich sind, sondern mancherlei aus dem Hause geschleppt haben —"

„Ich will ja Alles gern wieder her geben", unterbrach Sophie den Bedienten.

„Nun so geben Sie mir die Hemden her —"

„Die habe ich nicht, Herr Karl, wahrhaftig, ich habe sie nicht! Was Sie da in der Hand tragen, ist Alles, was ich habe und davon hat mir die vorige Mamsell noch manches geschenkt."

„Das wird sich ausweisen", entschied die Kammerjungfer. „Geben Sie die Hemden nicht heraus, so spazieren Sie in's Gefängniß, das ist gewiß genug."

Sophie rang die Hände, blieb aber dabei, die Hemden nicht genommen zu haben.

„Wozu hätte ich diese benutzen sollen", setzte sie weinend hinzu. „Ich habe ja nur solche Sachen genommen, die für meine Anna paßten —"

„Die Hosen auch?" warf der Bediente spöttisch ein.

„Daraus wollte ich eine Jacke für das Kind machen. — Erbarmen Sie sich doch nur und bringen Sie es nicht vor die Gräfin! Ich will Alles wieder auf dieselbe Stelle legen, wo ich es fortgenommen habe. Sehen Sie, so lange die vorige Mamsell dort war, fragte ich, wenn ich oben die Garderobenkammer rein machte und in dem Flickkasten abgelegte Kleider oder sonst solche Dinge fand, die ich gebrauchen konnte, jedes Mal: ob ich dies oder jenes nicht mitnehmen dürfe für mein Annchen. Sie verweigerte es nie. Es brauchte ja kein Mensch. Aber zu der jetzigen Mamsell hatte ich kein Zutranen und da bildete ich mir ein,

es sei ja altes Zeug — ich thäte keine Sünde, wenn ich es verbrauche."

„Und das Laken — das Bettlaken?" fragte das Kammermädchen.

„Freilich — das war Sünde! Das war Betrug! Das Bettlaken war schon schadhaft — die vorige Mamsell gab es mir zum Ueberdecken des Sammtsopha's, wenn ich den Salon rein machte. Ich nahm es mit und als Niemand danach fragte, behielt ich es und machte Hemdchen für Annchen daraus."

„Die Chemisethemden werden sich auch noch finden", meinte der Bediente hartnäckig, „aber wir wollen unsere Zeit nicht weiter verlieren!"

Sie entfernten sich mit dem Bündel. Die unglückselige Frau blieb allein mit ihrem bösen Gewissen und ihrer Herzensangst.

Ihr Kind an's Herz gepreßt, ging sie rastlos hin und her im Stübchen. Sie malte sich die Folgen ihres Fehlers mit schwarzen Farben aus und schreckte furchtbar zusammen, als die Thüre aufgerissen wurde und die Frau des gräflichen Kutschers, der sie die Stellung im Hause verdankte, mit zornsprühenden Blicken erschien.

„Sie ziehen auf der Stelle aus", herrschte die Kutscherfrau sie an. „Nehmen Sie Ihren Bankert und Ihr Bischen Hab und Gut und gehen Sie so weit Sie Ihre Füße tragen, Sie Diebin — Sie undankbare Person! Das hat man davon, wenn man gegen solches Gesindel mitleidig ist und es aufnimmt! —

Ich hätte gleich denken sollen, daß ein Frauenzimmer, welches mit so frecher Stirn die Schande trägt, ein uneheliches Kind zu haben, aller Schlechtigkeiten fähig ist. Machen Sie nur, daß Sie fortkommen, damit die Polizei Sie nur nicht mehr hier findet und mir die Last aufbürdet, für Ihr Kind sorgen zu müssen!"

„Haben Sie keine Angst", erwiederte Sophie; „für mein Kind sorge ich allein, das soll Ihnen nicht zur Last fallen."

„Ja, die Polizei wird schon danach fragen, ob Sie allein für das Kind sorgen wollen", entgegnete die Kutscherfrau in ihrem Aerger mit Hohn, „die Polizei schleppt Sie fort und Ihr Kind muß verhungern, wenn sich nicht eine mitleidige Seele darüber erbarmt."

„Mein Annchen hungern?" fragte mit einem Blicke des verzweiflungsvollsten Entsetzens die Frau, indem sie ihre Kleine fest an sich drückte und sie mit Küssen überdeckte. „Hungern — vielleicht gestoßen und geschlagen werden — mein Annchen?" murmelte sie vor sich hin. „Was habe ich denn so Großes verbrochen?" fragte sie dann gefaßter. „Ich habe einige Kleidungsstücke von den Grafenkindern, die denen zu klein geworden waren, aus dem Kasten genommen, welcher oben in der Garderobenkammer steht. — Mein Gott, die Motten zerfressen sie dort nnd wenn ich gefragt hatte, war es mir immer geschenkt worden. Nun habe ich mich vom Bösen verführen lassen, ein paar Mal nicht zu fragen —"

„Wenn es das Lumpenzeug allein wäre“, fiel die Kutscherfrau ein, „aber Sie haben ja Bettzeug und Chemisethemden gestohlen —.“

„Das ist nicht wahr. Ein altes Bettlaken habe ich nicht wieder abgeliefert, weil es mir nicht abgefordert wurde — von den Hemden weiß ich gar nichts — ich habe sie nie gesehen.“

„Es ist meine Sache nicht, das auszuforschen“, entgegnete die Kutscherfrau kalt und kurz. „Genug, Sie räumen noch heute die Stube und machen, daß Sie fortkommen. Wenn Sie Ihr Kind unterbringen wollen, so thun Sie es bei Zeiten, denn in's Gefängniß mitnehmen können Sie es nicht!“

Sophie war wieder allein mit ihrem Kinde. Die Kleine schmeichelte ihr — die Kleine küßte ihr die Thränen von dem Gesichte und lächelte mit Engelsfreundlichkeit sie an. Ihr wollte das Herz brechen bei dem Gedanken: dieß hülflose, liebliche Wesen verlassen, verkümmert und mißhandelt zu wissen. Sie weinte ununterbrochen. So lange hatte man ihr und dem Kinde Wohlwollen gezeigt — jetzt traf sie die Sprache der Verachtung doppelt hart. An ihr Vergehen dachte sie kaum. Sie hielt sich überzeugt, daß die Bagatellen, welche sie aus dem Plunderkasten genommen hatte, so gut wie nichts werth waren, und das Laken hatte sie nur halb verbraucht — diese Hälfte wollte sie gern bezahlen, wenn es gefordert würde. Aber, daß man sie dennoch fortschleppen, in Verwahrung

bringen, den Prozeß machen und somit von ihrem Kinde trennen würde, das fraß in ihr wie ein Wurm und drohte ihr den Verstand zu rauben.

Sie war hülflos. Eltern hatte sie nicht mehr — Geschwister nie gehabt. Der Vater des Kindes lebte fern und hatte sich mit ihr abgefunden. Er würde sich nie um die Kleine bekümmert haben. Die harten Worte der Kutscherfrau raubten ihr allen Muth, irgend einen Menschen um Mitleiden mit dem verlassenen Kinde anzuflehen.

Was sollte sie beginnen? Was blieb ihr übrig, als sich und die Kleine in Gottes Schutz zu stellen? Sie betete aus vollem Herzen! dann wurde sie ruhiger und überdachte ihre Lage.

Es fiel ihr ein, zur Gräfin hinüber zu gehen und um Gnade zu bitten. Die Dame war zwar sehr vornehm, aber sie hatte doch einige Male das kleine Mädchen angesehen und freundlich gesagt: „Das Kind ist wunderschön und recht artig und lieblich!"

Sie faßte den Entschluß, sich der Dame anzuvertrauen, Alles einzugestehen und ihr hoch und heilig zu versichern: daß sie von den Chemisethemden nichts wisse.

Gedacht, gethan! Sie machte sich fertig, nahm ihre Kleine auf den Arm und ging hinüber in's Herrenhaus. Der Einfall war ein sehr guter gewesen und wäre jeden Falls zu ihrem Glücke ausgeschlagen, allein die Ausführung scheiterte an dem eisernen Willen der

Haushälterin, welche die Sache allein in's Reine bringen wollte.

Die Mamsell verweigerte auf's Bestimmteste die Meldung bei der Gräfin und erklärte Sophien: sie könne ihr dieselben Geständnisse ablegen, wie ihrer Dame.

Sophie that es. Man lächelte und glaubte ihr nicht, daß sie nichts weiter genommen haben wollte, als die abgelegten Kindersachen. Sophie bat nochmals, vor die Gräfin gelassen zu wedren.

Die Wirthschaftsmamsell bedachte sich ein wenig. Sie fand es gewagt, nun noch länger allein eine Affaire zu leiten, die, bei dem fortgesetzten Läugnen, in die Hände der Polizei übergehen mußte. Sie entschloß sich, ihrer Dame Alles zu erzählen, und versprach Sophien: ihr Bescheid sagen zu lassen, wenn die Frau Gräfin sie sprechen wolle.

Jeder Mensch weiß es, daß sehr viel darauf ankommt, wie und wann eine unangenehme Geschichte erzählt wird. Selbst der Stimmenton kann dabei eine Einwirkung haben und ein Vergehen gleichsam unter ein Vergrößerungsglas setzen.

Die Gräfin fühlte sich empört von den Angriffen auf ihr Eigenthum — sie begriff die himmelschreiende Undankbarkeit einer Person nicht, welcher so viel Freundlichkeit und Güte in ihrem Hause zu Theil geworden war — sie wollte mit der Sache gar nichts zu thun haben und gab der Hausmamsell plein pouvoir, an-

zuordnen, was sie für nöthig finden sollte. Hätte die Gräfin das arme zerknirschte Weib doch selbst gesehen und selbst gesprochen!

Bei der Dienerschaft erregte dieser Bescheid eine allgemeine Befriedigung. Er ging von Mund zu Munde und da die Kutscherfrau nicht zögerte, ihre Bemerkungen darüber zu machen, daß Sophie nur immer an ihr Kind zu denken scheine und Alles Andere für nichts achte, so beschloß man, diesen Umstand zu benutzen, um ein vollständiges Geständniß aus ihr hervorzulocken.

Der Bediente Karl übernahm die Mission — das Kammermädchen versprach zu folgen.

Während der Verhandlungen, die wir bis jetzt erzählt haben, war die größere Hälfte des Tages verstrichen. Sophie, matt gehetzt von allen nur denkbaren Gemüthsaufregungen, befand sich in einem Zustande, welcher bei fein organisirten weiblichen Wesen in einem ohnmächtigen Dahinsinken geendet haben würde, allein bei ihr äußerte sich die kräftige Natur. Bisweilen versank sie in ein dumpfes Brüten, aus dem sie jedoch immer sehr bald mit den Worten wieder auffuhr: „Wenn sie mir nur mein Kind lassen, so mögen sie mit mir machen, was sie wollen!“

Einige der Hausgenossinnen des Hinterhauses waren auch mitleidiger als die Kutscherfrau, welche ihr persönliches Wohlleben durch den Umstand gefährdet glaubte, daß sie es gewesen, die Sophien empfohlen hatte.

Sie suchten Sophien auf, brachten ihr und der Kleinen Nahrung und gaben ihr guten Rath. Eine alte Frau, deren Tochter Näherin bei der Gräfin war, blieb noch bei ihr und versprach ihr die Fürbitte ihrer Tochter bei ihrer Dame. Sie hob dadurch den Muth des armen Weibes.

Nun aber kam Herr Karl, der Bediente. Er hatte sich mit aller Würde aufgesteift, die er nur in sich hatte auftreiben können. Sein Wesen grenzte an Unverschämtheit. Er bramarbasirte mit den Maaßregeln, die von der Frau Gräfin in seine Hände gelegt wären, um sie zum Geständnisse zu bringen, und erklärte rund heraus: so wie sie sich weigere, den Ort anzugeben, wohin sie die gestohlenen Hemden gebracht habe, so habe er Befehl, sie auf's Polizeipräsidium zu führen.

Sophie betheuerte immerfort, daß sie die Hemden nicht genommen habe. Der Bediente ereiferte sich immer mehr und trug immer stärkere Farben auf. Die alte Frau, welche sich von dem sichern Wesen des Bedienten auch einschüchtern ließ und vor dem Namen der Frau Gräfin einen heillosen Respect hatte, beschwor Sophien, doch die Wahrheit zu sagen. Sophie erklärte, die Wahrheit längst gesagt zu haben.

Jetzt wendete der Bediente das verwerfliche Mittel an, um das Herz und die Sinne Sophiens in Verwirrung zu bringen. Durch verstelltes Bedauern mit dem armen, hübschen Kinde, welches bald in böse Hände gerathen und elend verkümmern werde, stieß er einen

Dolch in ihre Brust. Sophie warf einen Blick um sich, der einen furchtbaren Aufruhr ihres Innern verrieth. „Mein Annchen" wimmerte sie leise.

Das Kammermädchen kam nun hinzu. Sie sprach mit einer Bestimmtheit, als sei sie die Frau Gräfin selbst und forderte zuletzt den Bedienten auf: doch dem Befehle der Gräfin nachzukommen und Sophien in das Polizeigefängniß abzuliefern. Es war allerdings etwas Aehnliches von der Herrschaft geäußert, aber die Domestiken übertrieben in ihrer Rolle, welche sie zur Entdeckung der Wahrheit zu spielen beschlossen hatten. —

Sophie war fast theilnahmlos, als der Bediente barsch hinzufügte:

„Nun, wenn Sie es denn nicht anders haben wollen, dann kommen Sie mit. Erst wollen wir aber zur Hausmamsell hinüber — vielleicht gestehen Sie der mehr, als uns. Die Gräfin hat erklärt: sie wolle an Ihnen ein Exempel statuiren und wenn es ihr, wer weiß was, kosten solle."

„Ich kann nichts weiter gestehen, als was ich schon gesagt habe", entgegnete Sophie geduldigen Tones. „Die Frau Gräfin kann mich hängen lassen — es wird ihr nichts helfen."

„Ihr Kind aber lassen Sie hier" — befahl der Bediente.

Sophie sah ihn an. Diesen Blick wird er zur

Strafe seiner Sünde wohl sein Lebelang nicht vergessen haben.

„Ich will nur mein Annchen erst schlafen legen", sagte sie ganz ruhig. „Sehen Sie — das Kind ist müde!"

Die Kleine schlummerte allerdings schon halb. Der Bediente gab brummend seine Erlaubniß dazu und entfernte sich mit dem Kammermädchen. —

Auch die alte Frau zog sich still zurück, als sie sahe, wie tief traurig Sophie auf das Kind blickte, das in ihrem Arme ruhete.

Es vergingen ungefähr zehn Minuten. Die Hausgenossen Sophiens hatten sich im Flure um den Bedienten und das Kammermädchen versammelt, um nähere Nachrichten einzuziehen — die alte Frau war oben geblieben. — Neugier und Mitleiden bewog sie, nach diesen wenigen Minuten die Thür zu Sophiens Stübchen leise zu öffnen. — Ein gellender Schrei von ihren Lippen rief das ganze Hauspersonal hinauf. — Ach es wartete ihrer ein Anblick, der das kälteste Herz beben machte.

Sophie saß da, die Hände fest gefaltet, das Kind im Schooße!

Das Kind war todt! — Sein Blut rann über die gefalteten Hände hinweg. — Sophie hatte es getödtet! — Im Wahnsinn des Schmerzes etwa? — Nein, mit dem vollen Bewußtsein: es sei das Beste des Kindes!

Sie stand auf, trat mit dem blutenden Leichnam den entsetzten Leuten entgegen und sagte ganz ruhig:

„Mein Annchen ist jetzt in guten Händen — es ist in Gottes Hand! die Frau Gräfin kann nun mit mir machen, was sie will! Aber die mögen es vor Gott verantworten, welche die Sachen entwendet haben, die ich entwendet haben soll. Sie werden ihren Lohn erhalten, wie ich. Führt mich nun in's Gefängniß — ich will Gott und meine Richter täglich bitten, daß sie es rasch mit mir machen, damit ich wieder zu meinem Kinde komme!"

Wir unterlassen es, das Entsetzen zu schildern, das dem Bedienten sowohl, wie dem Kammermädchen Mark und Bein erschütterte, als sie diesen tragischen Ausgang eines Verfahrens sich zuschreiben mußten, das von ihnen angewendet war, um einen problematischen Diebstahl zu ergründen. — Das irdische Gericht konnte ihnen keine Strafe deshalb zudictiren, aber Gottes Gericht gleicht gewöhnlich den Mangel irdischer Gerechtigkeit aus. — Zwei leichtfertige Menschen, denen die Tiefe des Muttergefühles fremde Empfindungen waren, hatten die Heiligkeit dieser Naturbande benutzt, um Geständnisse hervorzulocken — die Mutterangst aber ergriff ein sicheres Mittel, um ihre Tochter vor Mißhandlung, Noth und Hunger zu schützen — Sophie tödtete ihr Kind, damit es von irdischen Plagen unberührt bleibe.

Ihre eignen, einfachen Aussagen darüber müssen

uns überzeugen, daß sie in Ueberlegung gehandelt hat — zwar in furchtbar rascher Ueberlegung, der sie die That auf dem Fuße folgen ließ, allein es ist und bleibt immer eine überlegte Handlung, welche übergroße Zärtlichkeit zur Grundlage hat. Sophie erklärte ihre That mit folgenden Worten:

„Ich war den ganzen Tag über in fürchterlicher Angst um meine Kleine gewesen und durch die steten Vorhaltungen der Leute, welche mich von allen Seiten bestürmten, zu der Ueberzeugung gekommen, daß ich auf eine langwierige Haft rechnen müsse. Man glaubte an den größern Diebstahl, weil ich bei dem kleinern überführt war.

„Bei allen meinen Gemüthsbewegungen fühlte ich nur immer einen durchbohrenden Schmerz, wenn ich an die Trennung von dem Kinde dachte, das nicht ohne mich bestehen konnte. Aber der Gedanke: es zu tödten, der ist mir nicht eher gekommen, als bis der Bediente Karl sagte: ich solle mitkommen und mein Kind zurücklassen. Ich stellte mir in diesem Augenblicke vor, daß Anna in der Nacht aufwachen, nach mir rufen und dann in Thränen ausbrechen würde, wenn ich nicht bei ihr sei — ich stellte mir vor, daß sie am nächsten Morgen hungern müsse, daß ihr Niemand ihr Töpfchen mit Milch geben würde, daß sie weinen werde, wenn fremde Leute sie vielleicht hart behandelten, daß sich kein Mensch um ihr Weinen bekümmern würde —!

„Als sich Alle aus meiner Stube entfernt hatten, da dachte ich: „„jetzt ist der letzte Moment, wo Du und Deine Kleine beisammen, wo Ihr glücklich seid — erspare dem Kinde den Schmerz — tödte es“. Ich sprang an's Fenster, das nach dem herrschaftlichen Hofe hinaus ging — man hatte mir das kleine Stübchen gerade dieses Umstandes wegen eingeräumt, um mich vom Hofe abrufen zu können, wenn ich zu Dienstleistungen gebraucht werden sollte. —. Ich sah hinab zu dem großen Bassin und überlegte: ob mein Kind einen schmerzlosen Tod haben würde, wenn ich es vom Fenster aus in das Wasser würfe. Es leuchtete mir aber sogleich ein, daß dieser Tod unsicher und schmerzhaft sei. Das Bassin war nicht tief — ich konnte freilich bei der Höhe von drei Stockwerk annehmen, daß es dennoch zerschmettert werden und so sterben würde, aber meinem Kinde Schmerz bereiten, wenn auch nur einen kurzen Augenblick, das vermochte ich nicht über mich. Ich trat wieder zurück. Anna öffnete ihre schlaftrunkenen Augen etwas erschreckt, sah mich sehr ängstlich an, lächelte aber wie ein Engel, als sie mich erkannte. Jetzt fühlte ich mich stark genug, Alles zu thun. Es war mir immer, als riefe eine Stimme: mache nur bald — noch bist Du bei dem Kinde — bald reißen sie Dich fort von ihm und dann wird es mißhandelt. Mordest Du aber Dein Kind, so kannst Du mit leichtem Herzen in Dein Gefängniß gehen — wenn Du dann dafür hingerichtet

wirst, dann kommst Du wieder zu Ännchen, denn Gott vergibt ja denen, die hier auf Erden gebüßt haben und nimmt sie auf in sein Himmelreich!

„Diese Ideen waren so lebhaft in mir, daß es mir schien, als habe sie Jemand neben mir beständig ausgesprochen.

„Meine Augen fielen auf mein Trennmesser. Ich hatte es am vorigen Tage schleifen lassen — ich küßte mein Ännchen — dann schnitt ich ihm mit einem Schnitte den Hals bis in die Mitte durch — legte mein Gesicht auf ihr Gesicht, um zu fühlen, ob sie wohl Schmerz habe — sie zuckte nicht einmal, sondern war im Schlafe geblieben. — Als die alte Frau Schmidt meine Thür öffnete, dankte ich eben Gott für die unendliche Gnade, daß er mein Kind ohne Schmerz hinübergenommen hatte.

„Am Liebsten wäre ich nun freilich auch gestorben, allein wenn ich auch zuweilen daran dachte, mir mein Leben zu nehmen, so fiel mir immer gleich wieder ein, daß ich dann „„als Selbstmörderin auf ewig von meinem kleinen Engel getrennt wäre —.""

„Ich beschloß, meine irdische Strafe abzuwarten, täglich Buße zu thun und meine Hinrichtung standhaft zu ertragen. Meine Sehnsucht nach dem Kinde ist bisweilen sehr groß — ich möchte es wohl sehen — möchte es ein einziges Mal küssen — aber ich will ohne Murren warten, bis Gott es mir wieder in die Arme legt." — — —

Bedenkt man, daß man es hier mit einem Weibe ohne feine Bildung und mit einer Mutter ohne geschraubte Empfindsamkeit zu thun hat, so muß man an eine Zärtlichkeit glauben, die ein Verbrechen zu begehen im Stande ist, um den Gegenstand dieser tiefen und schmerzlichen Empfindung gegen irdisches Ungemach zu bewahren; man muß einsehen, daß sich in diesem, vom Vater des Kindes betrogenen Herzen eine Leidenschaft für ihr Kind concentrirt hatte, welche die gewöhnlichen Grenzen der Mutterliebe überschreitet.

Sophie hat gefehlt! Sie ist Diebin an kleinen Gegenständen geworden, die ihrem schönen und geliebten Kinde zum Schmucke dienen konnten — sie ist gleichgültig gegen die Stimme ihres Gewissens gewesen, als sie ein Bettlaken zum Besten ihres Lieblings veruntreuet und verwendet hat — sie hat gefehlt aus übertriebener Neigung zu ihrem Kinde.

Die Strafe dieses Vergehens soll eintreten — man will sie von ihrem höchsten Gute trennen — hätte man ihr gesagt: Du kannst Dein Kind mitnehmen in Dein Gefängniß, so würde sie nie die Hand an dasselbe gelegt haben. Mit ihrem Lieblinge vereint, hätte die gefängliche Haft jede Schmach für sie verloren und sie würde mit den Hülfsmitteln erfinderischer Liebe dem Mangel, welchem ihr Kind durch die Beschränkung in der Haft ausgesetzt war, abgeholfen haben.

Aber ihr drohete eine Trennung! Es wurde ihr

die Aussicht auf eine Zeit eröffnet, wo sie unfähig war, die Sorgfalt auf das Kleinod ihres Lebens zu verwandeln, an welche sie die Kleine gewöhnt hatte.

Zum Heile des Kindes hätte sie sich in diese Trennung gefügt, zum Schmerze und Unglücke desselben konnte sie es nicht über sich gewinnen. Für die Ruhe ihres Gemüthes war es nöthig, daß das Kind sie nicht entbehre und ihre übergroße Liebe erfand im Morde desselben eine sichere Heimath, wo Schmerz, Trauer, Entsagung und Entbehrung aufhört. — Ihre Mutterliebe war sprichwörtlich in ihrer ganzen Umgebung gewesen — sogar fremdern Leuten war sie aufgefallen — die Wahrheit ihrer Aussage war daher außer allem Zweifel. Es waltete nicht der geringste Widerspruch vor, im Gegentheil, selbst die kleinsten Nebenumstände stimmten mit der Hauptsache überein. Auch ihr ganzes Benehmen nach der That bürgt für die Aufrichtigkeit ihrer Angabe. Sie ließ keine Furcht vor der Strafe, die sie erwartete, blicken, sondern sah mit Gelassenheit dem Tage entgegen, wo ihr Urtheil erfolgen würde. Ehe sie ihr Kind in die Hände anderer Leute lieferte, welche es roh behandeln konnten, lieber übergab sie es Gottes Händen — darin suchte sie einen Trost bei der Trennung und dieser Glaube hielt sie aufrecht in allen Situationen ihres Kerkerlebens.

Die rasche Entstehung ihres Entschlusses könnte auch zu der Behauptung Veranlassung geben: daß sie sich in einem unzurechnungsfähigen Zustande befunden

habe. Sie selbst zerstreuet aber diesen Argwohn durch die religiöse Betrachtung „durch den Selbstmord auf ewig von ihrem unschuldigen Kinde getrennt zu sein." Nur deshalb unterließ sie den Selbstmord und übergab sich der irdischen Gerechtigkeit, um durch die Buße hier, die Wiedervereinigung mit ihrem schuldlosen Kinde dort zu erlangen.

Es liegt eine seltsame Schwärmerei in dem Glauben, daß der Selbstmord eine so große Sünde sei, um sie im jenseitigen Dasein von ihrem Kinde fern zu halten! Sie betrachtete den Mord des Kindes als eine Nothwendigkeit, die ihr oblag, um dasselbe zu versorgen, hatte aber den festen Willen, diese Sünde dergestalt abzubüßen, daß eine Wiedervereinigung mit ihrem Lieblinge in jenem Leben ganz unzweifelhaft werden mußte. Durch Selbstmord hätte sie sich diese Pforten der Seligkeit auf ewig verschlossen, deshalb überlieferte sie sich der irdischen Gerechtigkeit und verlangte ihre eigene Bestrafung als ein Mittel zu ihrem Zwecke. Wäre Heuchelei dieser Ideen mit im Spiele gewesen, so würde sie gewiß auf irgend eine Weise ein Mal aus der Rolle gefallen sein. Aber die Consequenz ihrer Aufstellungen, verbunden mit der vollständigen Resignation ihres ganzen Wesens, läßt gar keine andere Deutung zu, als daß wir in diesem jungen Weibe eine Verbrecherin erkennen, welche aus übergroßer Mutterliebe einen Mord beging.

Gott mag ihr diese Sünde nicht anrechnen!

Die Gerechtigkeit auf Erden fand in ihren Gesetzen die Maaßregel vertreten, gerade deshalb kein Todesurtheil auszusprechen, weil die arme unglückselige Verbrecherin darin keine Strafe sah.

Ihr Urtheil lautete auf lebenslängliche Zuchthausstrafe!

Wie Sophie ihr Schicksal ertragen hat, wissen wir nicht. Vielleicht im Anfange mit dumpfer Verzweiflung, allein die Gewohnheit stumpft die schärfste Qual — damit wollen wir uns trösten!

3.

Die Ehescheidung.

Das schönste Haus in dem Städtchen H... gehörte einem Manne, der Ferdinand Kruse hieß. Er besaß außer dem schönsten Hause noch die schönste Frau im ganzen Umkreise. Trotzdem war er kein glücklicher Mann zu nennen. Wir sehen ihn im Beginne unserer Erzählung in einem großen und hellen Zimmer beschäftigt, mehre Reisekoffer zu ordnen, und schließen hieraus, daß er Willens ist, auf eine längere Zeit sein schönes Haus und vielleicht auch seine schöne Frau zu verlassen.

Ferdinand Kruse war von Natur ein Bäcker, ein geborner Bäcker von uraltem Backstamme. Die Familie hieß seit mehr als hundert Jahren Bäcker-Krusens, allein mit Herrn Ferdinand und seinem Bruder hatte

diese Bezeichnung ihr Ende erreicht. Letzterer war Kaufherr geworden und unser Freund Ferdinand hatte durch Speculationen im Kriege, — durch Lieferungen und desgleichen — ein bedeutendes Vermögen erworben. Er gab alsbald alle Bäckereien auf, lebte von seinen Zinsen, that gar nichts und ließ sich endlich von der Langeweile zu der Thorheit verführen, mit achtundvierzig Jahren ein feines, blutjunges und schönes Mädchen von guter Herkunft zu heirathen, die ihn als eine Versorgung — nach dem Tode der Eltern — ohne Schwierigkeit einer ärmlichen Existenz vorzog.

Seit acht Jahren nannte ihn die Welt den glücklichsten und seine Frau ihn den langweiligsten Mann. Er selbst hatte weder ein Urtheil über sich, noch über sein Glück. Da er aber nichts fühlte und nichts sah, was seine Ruhe störte, so war er vergnügt, schlief vortrefflich, aß mit ausgezeichnetem Appetite, fuhr sehr zufriedenen Antlitzes spazieren und saß, während der Stunden, die ihm nun noch übrig blieben, mit dem Bewußtsein, daß er der Ruhe sehr bedürfe, im weich gepolsterten Sopha. Bis vor sieben Wochen dauerte dieser glückselige Zustand, den er mit einem braungefleckten Wachtelhunde theilte, der das Privilegium hatte, neben ihm schlafen zu dürfen, als ein Umstand eintrat, welcher sein Gemüth in heillose Unordnung brachte.

Seine Gattin hatte den ominösen Namen Eva in der Taufe erhalten, glaubte seit ungefähr sieben bis acht Wochen erst recht begriffen zu haben, was leben

und lieben heißt, und fand zu ihrem Erstaunen, daß sich ihr richtiger Adam in der Gestalt eines jungen, stolzen und aus Stolz sehr tugendhaften Edelmannes Hermann von Budlaken repräsentirte. Der junge Mann hatte schon seit Jahren ihre Aufmerksamkeit gefesselt, ohne daß sich ein festes Gefühl aus dem äußerlichen Wohlgefallen zu entwickeln vermocht hätte. Herr von Budlaken war verheirathet an eine ältere Frau, die ihn mit ihrer welken Hand zu einem wohlhabenden Manne gemacht, aber zugleich durch ihre Herzensgüte zu einem dankbaren Gatten erhoben hatte. Budlakens ehrenhafte Gesinnung hielt sich streng an das Versprechen, das er seiner Gattin einst in der Ueberwallung von Achtung und Zuneigung gegeben hatte: nie die Pflichten gegen sie aus den Augen zu verlieren. Seine Gattin war nach langem Siechthume jetzt gestorben. Die stolze Zurückhaltung des jungen Mannes gegen die schöne Frau Kruse wich nun vor dem Zauber, der ihn längst heimlich umstrickt und nur eine Fessel im Dasein tiefbegründeter Verpflichtungen gehabt hatte. Diese zwei jungen, glückberechtigten Menschen suchten sich. Als die ersten Trauerwochen vorüber waren, wußte Eva, daß Hermann von Budlaken sie mit glühender Hingebung liebe und daß es zu seinem Glücke unumgänglich nothwendig sei, eine Trennung von ihrem Manne zu bewirken, der ein Leben wie im Traume führte. Eva fand dies ebenfalls sehr nothwendig und sie beeilte sich, ihren Gemahl von dieser Nothwendig-

keit zu unterrichten, eventualiter zu überzeugen. Von da an also begann Herrn Ferdinand Krusens Gemüthsunordnung. Es ist ganz unmöglich, das Erstaunen zu beschreiben, welches nach und nach von des Ehemannes Seele Besitz nahm, als er die schönen und triftigen Gründe auseinander setzen hörte, weshalb es gut sein würde, wenn sie sich Beide scheiden ließen. Er begriff zuerst gar nicht, was seine hübsche und kluge Frau Eva wollte und endlich, als er's begriffen hatte, faßte er das Warum nicht, denn den eigentlichen Grund verhehlte das junge Weib. Sie deklamirte ihm vor: da sie nicht glücklich wären, so würde es zweckmäßig und da sie sich neben einander langweilten, so würde es heilsam sein, sich in aller Güte zu trennen.

Herr Kruse nahm die Sache nicht von der ernsten Seite. Er ließ seine schöne Gattin so lange reden, wie sie wollte und schob die Scene in die Rubrik: „Weiberlaunen!" Der erste spurlos verflogene Angriff hatte Frau Eva belehrt, daß sie andere Waffen anwenden müsse. Sobald ihr Gemahl Seelenruhe behielt, war nicht durchzudringen und seine Seelenruhe hing von seinem körperlichen Behagen ab. Dieß zu stören war ihre Absicht. Sie fing es klug an. Sie salzte ihm sein Frühstück mit Bitten um Scheidung, — sie würzte ihm das Mittagsmahl damit. Sie störte seine Siesta durch Bitten um Scheidung und verjagte Abends den harmlosen Schlaf, den er als Vorboten der Nacht auf dem Sopha zu suchen pflegte,

dadurch. Der Mann war unbeschreiblich unglücklich, aber er beharrte bei seiner Meinung: es seien Weiberlaunen, worauf kein Mann hören müsse. Seine Galle mußte im Stillen dennoch bedeutend gestiegen sein. Er schrieb an seinen viel klügern und regsamern Bruder und dieser mußte ihm prächtige Verhaltungsregeln gegeben haben. Der pflegmatische Ehemann verwandelte sich darauf in einen unbeugsamen und hartnäckigen. Er erklärte rund heraus, daß er nie in seinem Leben in eine Scheidung ihrer Ehe willigen würde, weil es eine Tollheit sei, dergleichen zu verlangen. Liebe zu seiner Gattin bildete freilich den Grund zu dieser Erklärung nicht, sondern nur Gewohnheit, sie am Fenster sitzen zu sehen, während er mit seinem Hunde auf dem Sopha lag. Gattin und Hund mußten auf demselben Flecke sein, wenn er Siesta hielt. Seine Gattin mußte neben ihm spazieren fahren — seine Gattin mußte ihm die schönsten Bissen beim Mittagstische vorlegen — man sieht, er konnte seine Gattin nicht entbehren.

Nach und nach stieg Verdruß in sein Herz und Galle in sein Blut. Aber da ihm die Gabe fehlte, sich in Worten Luft zu verschaffen, so nistete sich Alles still in ihm ein und entwickelte sich ungesehen und ungehört zu einem Gefühle, von dem Schiller mit Recht sagt: in gährend Drachenblut hast du die Milch der guten Denkart mir verwandelt!

Eva deutete seine Ruhe falsch. Sie glaubte noch

an Friedensstille, als schon Orkane in dieser pflegmatischen Brust losbrachen. Um eine Entscheidung herbeizuführen, unterminirte sie täglich den feindlichen Boden und als er endlich zusammenbrach, da erst gewahrte sie die Fallen, die ihr gestellt waren.

Herr von Budlaken hatte bald nach seiner Herzenseröffnung gegen Eva das Städtchen verlassen und war auf sein nahe belegenes Gütchen gezogen, um die Rederei der Kleinstädter im Keime ersticken zu lassen. Es war den Liebenden geglückt, den Schleier des Geheimnisses festzuhalten. Niemandem im Städtchen wäre es eingefallen, daß dieser junge stolze Edelmann den Grund zu den allbekannten lamentablen Scenen im Krusenschen Hause abgab, daß seinetwegen die junge Frau mit Gewalt frei sein wollte.

Nur Herr Kruse, der schweigsame Philosoph auf dem Sopha, wurde bald klug. Er merkte, daß sich seine Gattin bisweilen nur so lange im Zimmer aufhielt, bis er schlief. Im Grunde war ihm dieß ganz egal — allein als er erst diese Bemerkung gemacht hatte, überwand eine gewisse Neugier seine Bequemlichkeitsliebe und er schlief eines Abends nicht, ungeachtet er herzhaft schnarchte. Eva hüllte sich sacht in ein Tuch, warf einen Schleier über den Kopf und schlüpfte aus dem Zimmer, ging durch den Flur, von da über den Hof und verschwand in dem Garten. Herr Kruse in Schlafrock und Pantoffeln ihr nach.

Er sah sie von fern unter einem blühenden Apfel-



baume stehen, umschlungen von den Armen eines hohen, schlanken Mannes, umspielt vom silberhellen Mondesstrahl und umflattert von Blüthenblättchen, die der lose Westwind von den keimenden Früchten über ihnen abgelöset hatte. In kleinen Städten kennt man jeden Menschen, der zur haute volée gehört. Herr Ferdinand erkannte auf den ersten Blick den jungen Herrn von Budlaken. Er schlich zurück und legte sich seelenvergnügt zu Bette mit dem festen Vorsatze: seinem Bruder diesen Passus zu melden und unter keiner Bedingung in eine Scheidung zu willigen, und wenn der Apfelbaum noch hundert Mal blühen sollte, so lange er lebe.

Von diesem Tage an entwickelte Kruse eine seltsame Ironie gegen seine Gattin und Frau Eva übte dagegen eine furchtbare Redefertigkeit, die ihm nirgends Ruhe ließ. Frau Eva errang den Sieg. Kruse konnte es mit der Zeit nicht ertragen — er suchte sein Heil in der Flucht. Wir haben gesehen, daß seine Vorbereitungen zu einer Reise getroffen waren, und fügen nur noch hinzu, daß seine Veranstaltungen dazu in's Große gingen. Für eine kurze Abwesenheit wären sie lächerlich gewesen, also mußte er eine lange Zeit dazu bestimmt haben. Die Koffer standen fertig da, alle mit Signaturen nach jener süddeutschen Stadt versehen, wo sein Bruder lebte. Die Thür öffnete sich leise. Frau Eva erschien im Zimmer und sah sich mit sprechenden Blicken im ganzen Zimmer um. Ihr Gatte machte ein schadenfrohes Gesicht.

„Du willst also wirklich reisen?" fragte sie mit einiger Spannung, ließ jedoch sein Mienenspiel gänzlich außer Acht, weil es für gewöhnlich nicht viel verrieth.

„Ja wohl" — war die lakonische Antwort. „Komm mit!"

„Nie und nimmermehr, mein Freund", erwiederte sie auffahrend.

„So bleib hier!" murmelte der Mann.

„Und Du bleibst fest bei Deiner Weigerung?"

„Ganz fest." — Eva stampfte ärgerlich mit dem Fuße auf.

„Wann wird der Herr Gemahl wiederkommen?" fragte sie schnippisch.

„Wiederkommen?" fragte Kruse mit angenommener Naivetät — „gar nicht!"

„Du wirst gar nicht wiederkommen?" rief Eva mit auflebender Hoffnung. „Dann gibst Du mir einen passenden Scheidungsgrund in die Hand. Wegen böswilliger Verlassung" — setzte sie citirend hinzu, als er sie ganz verwundert, wie es schien, anstarrte.

Er erhob abwehrend die Hand. „Komm mit, mein Täubchen", sprach er kaltblütig, „sonst möchtest Du in den Fall kommen, mit Gewalt mir nachtransportirt zu werden. Wir haben uns vorgesehen! Komm ja mit! —"

Was sollte das heißen? Eva wurde von einem ahnungsvollen Schrecken überlaufen. Als sie nicht antwortete, sondern es bei einer sehr verächtlichen Ab-

lehnung mit der Hand bewenden ließ, fügte Herr Kruse malitiös hinzu: „Wir werden unsere Rechte zu gebrauchen wissen. Packe schnell Deine Siebensachen zusammen und komm mit. Morgen Abend möchtest Du es schon bereuen, wenn Du hierbleibst.“ — Frau Eva lachte voll Verachtung hell auf. Ihr Herz war rathlos der Verzweiflung hingegeben, aber sie wollte es um Alles in der Welt ihrem Manne nicht verrathen, daß ihr Glück mit seiner Abreise zusammenstürzen werde, wenn er hartnäckig die Scheidung verweigere.

„Reisest Du nicht mit“ — hatte während deß Herr Kruse seine Rede geschlossen — „so bleibt Dir nichts anders übrig, als mir nachzukommen oder zu Deinem stolzen Edelmann zu ziehen.“ — Wie ein Blitz trafen diese Worte die junge Frau. Wie? Ihr Mann wußte — —! Sie konnte gar nicht ausdenken, denn wie Donner rollte nach diesem Blitze die Erklärung an ihr Ohr, womit Kruse endete: — „Morgen trifft der neue Gerichtsdirector hier ein und dem ist dieß Haus mit Allem, was darinnen ist, liegt und steht, von mir käuflich überlassen —.“

Das überstieg alle Grenzen der Möglichkeit, die sich Eva schon von dieser geheimnißvollen Reise geträumt hatte. Sie sah ihren Gatten eine Minute sprachlos an. — Verkauft —! Das Haus verkauft — die elegante Einrichtung verkauft! Und sie, sie hatte kein Recht daran, denn sie war ohne Aussteuer in dieß schöne Haus gekommen! Abscheulich! Was

sollte aus ihr werden? Ohne Unterkommen — ohne Existenzmittel!

„Die Frau muß leben, wo der Mann will", sagte unterdeß Herr Ferdinand Kruse mit verschmitztem Lächeln. Ihr Verstummen hatte ihm verrathen, daß seine Mittel Wirkung thaten.

„Nun und nimmermehr!" rief Eva mit flammendem Zorne. „Ich werde Dir nicht wie die arme verkaufte und bezahlte Sklavin folgen —"

„Was willst Du denn sonst machen?" unterbrach er sie mit Laune. „Arbeiten etwa mit den weißen Händchen —?"

„Ja, arbeiten — lieber arbeiten, als Dir jemals im Leben folgen! Ich werde morgen in meine Heimath zurückgehen."

„Ei, da habe ich für's Erste nichts dagegen", rief Kruse, ganz zufrieden, daß sie dadurch aus der Nähe des Menschen fortkam, dem er den ganzen Scandal, wie er es nannte, zuschrieb. — „Zu wem willst Du da? Deine Eltern sind ja todt —"

„Zu meiner alten Großtante, der Hofräthin Müllner."

„Gut — gut! Da wirst Du Dich schon besinnen lernen, Täubchen! Ehe ein Jahr um ist, schreibst Du anders, wie Du jetzt sprichst, darauf gebe ich Dir mein Wort —"

„Wenn ich über's Jahr noch lebe", fiel Eva mit Bitterkeit ein.

„Ei, woran solltest Du wohl sterben, Täubchen!

Es gefällt mir, daß Du reisen willst —. Ich will Dir auch Reisegeld genug geben -- ich wette, ehe das Geld verbraucht ist, kommst Du mir nach!"

Kruse, der die ganze Sache vom falschen Gesichtspunkte aus betrachtete, der an Liebe und Leidenschaft und an jahrelange reine Treue nicht glaubte, fühlte sich von der Aussicht, Eva von dem Edelmanne fern zu wissen, so beruhigt, daß er zu seiner Schatulle eilte und mit einer Handvoll Goldrollen zurückkehrte. — „Sieh, jetzt bist Du vernünftig, Evchen", sagte er schmunzelnd —. „Reise Du, wohin Du willst — hier hast Du zehn, zwanzig, dreißig, vierzig, funfzig Louisd'or. — Hier ist für den Nothfall ein Wechsel auf meinen Bruder. Der allbekannte Kaufmann Kruse hat überall Credit. So, nun reise ich mit leichtem Herzen — das Zanken paßt nicht für meine Natur —."

Mit welchen Gefühlen die junge Frau auf dieß Geld blickte, das sie annehmen mußte, weil sie sonst hülflos verschmachtet wäre, ist unmöglich zu beschreiben. Das Dämonische in ihrer Natur, längst schon durch den Widerstand, der ihrer Liebe wurde, erwacht, gewann plötzlich eine Macht, die ihr selbst unbegreiflich erschien. Schlauheit, List und Energie sprangen wie sprudelnde Quellen aus einem tiefen, verborgenen Hinterhalte und rüsteten sie zum Kampfe gegen ein herbes Geschick, das ihr die pflegmatische Dummheit ihres Gatten und die übereilten Rathschläge seines Bruders unerwartet vorbereitet hatten. Unterliegen wollte sie



nicht! Aber es fehlte ihr jeder Beistand — sie mußte allein handeln. Ihr Plan war fertig, bevor sie die schweren Goldrollen, auf die eine bittere Thräne hinabrollte, empornahm und nach ihrem Schreibtische trug, der nur bis morgen ihr noch gehörte. Sie that mit diesen Goldrollen in der Hand den Schwur: frei zu werden! Ihr Gemüthszustand war bis zu einem Stadium gekommen, wo ein einziger Gedanke wie ein Funken in einem Pulverhaufen wirkt. In solchen Augenblicken entstehen die Pläne zum Verbrechen — in solchen Augenblicken überwältigt das Gefühl, welches unter dem Zwange des bittern Wortes „es muß sein" steht, alle Einwendungen, die ein unverletztes Gewissen aufzubringen Miene macht —. Noch war es der jungen Frau peinlich, an die Mittel zu denken, mit denen sie sich helfen wollte, noch zitterte ihr Hand und Herz, als ihr Gatte am Morgen scheiden sollte und sie abschiednehmend vor ihm stand. „— Ferdinand", sprach sie bebend, „gieb mich frei — ich bitte Dich zum letzten Male darum. Sieh, ich bin frei von jedem Fehl bis jetzt durch die Welt geschritten — ich bin Deiner nicht mit einer Handlung unwerth geworden — sei barmherzig und treibe mich nicht zu verzweifelten Mitteln. Laß mich als ehrliche Frau glücklich werden!"

Kruse lachte sehr süffisant und streichelte ihr mit einer ungeschickten Geberde die Wangen: „Ei, Täubchen, wer hindert Dich denn, ehrlich zu bleiben, und glücklich genug sind wir doch gewesen bis zu der Zeit,

wo der Edelmann Dir dumme Dinge in den Kopf gesetzt."

Eva schlug mit leidenschaftlichem Ausdrucke die Augen zum Himmel empor. „Ferdinand, zwinge mich nicht, Dich zu hassen — Du hast Dich wohlthätig gegen mich bewiesen — Du hast mich prächtig gekleidet, hast mich luxuriös gewöhnt — ich will Alles entbehren — ich will dankbar Dein Andenken ehren, nur gieb mich frei!"

Herr Kruse lachte. „Wenn ich todt bin, Püppchen, eher nicht, so wahr ich Ferdinand Kruse heiße!"

Er stieg in den Wagen und fuhr davon.

Eva kehrte tiefsinnig in ihr Zimmer zurück, packte ihre Sachen zusammen, nahm Abends unter dem geheimnißvollen Rauschen des längst abgeblühten Apfelbaumes Abschied von dem Geliebten und schied von ihm mit dem Versprechen, Alles aufzubieten, um ihre Ehe zu trennen. Während sie in langweiligen Tagereisen zu ihrer alten Verwandtin sich verfügt und sich mit jedem Tage mehr von ihrem Gatten entfernt, wollen wir das Bild des Herrn Kruse in leichten Umrissen entwerfen, damit der Leser im Stande ist, ihn wieder zu erkennen, wenn er es sich einfallen lassen sollte, nochmals im Laufe dieses interessanten Criminalprozesses aufzutreten.

Herr Ferdinand Kruse war ein Mann von bedeutendem Embonpoint mit krausen blonden Haaren, röthlich gefärbtem Gesichte und schwerfälligen Manieren.

Er trug, der Mode des damaligen Jahrzehent huldigend, eine Brille von gewöhnlichem Glase, mit Gold eingefaßt, auf der Nase, hatte aber die Gewohnheit angenommen, diese herunter zu rücken und darüber hinwegzusehen, wenn er etwas betrachten wollte. Seine Kleidung zeichnete sich durch Eleganz aus, war jedoch, wegen seiner Ungeschicklichkeit, beständig voller Flecke — den Hut setzte er auf den Hinterkopf, wodurch seine Erscheinung, trotz der feinen Wäsche, etwas höchst Plebejisches erhielt.

Nach drei langen, durch Staub und Hitze unerträglich gewordenen Tagen fuhr endlich eines Abends die Post in die Stadt T.... ein, wo Eva geboren und erzogen, aber seit eilf Jahren nicht gewesen war. Ihre einzige nähere Verwandte, welche hier noch lebte, besaß ein ansehnliches Haus, quer vor einer breiten Straße liegend, welches mit einem zierlichen Garten vor der Thür und mit einer Freitreppe versehen war. Die alte Dame hatte die eine Hälfte des einstöckigen breiten Hauses an eine Beamtenfamilie vermiethet, die andere bewohnte sie selbst.

Sie hatte ihre Großnichte Eva stets geliebt und ihr damals nach dem jähen Tode ihrer Eltern auch eine Zuflucht bei sich angeboten, allein Eva, im Leichtsinne der Jugend, hatte eine langweilige, aber glänzende Ehe der gleich langweiligen, nicht glänzenden Stellung bei ihrer alten Tante vorgezogen und hatte die Hand des reichen Herrn Kruse angenommen. Die Hofräthin

verdachte es ihr keinesweges, denn sie kannte den Mann nicht. Vielleicht würde sie bei näherer Kenntniß seiner Persönlichkeit anders geurtheilt haben, denn die Dame gehörte noch zu dem alten ausgestorbenen Stamme jener Menuettheldinnen, die den steifen Knix und die steifen feinen Höflichkeitsreden selbst bei Feuersgefahr und Wassersnoth nicht vergessen. Jede Bewegung der Hofräthin war eine wohlstudirte Grimasse der Höflichkeit, jedes Wort ein blüthenduftiges Blättchen des Complimentirbüchleins. Aber trotzdem war ihr Herz auf dem rechten Flecke und die Hand stets zum Helfen bereit.

Das Erstaunen, als ganz unerwartet ihre Nichte Eva aus dem Postwagen sprang und sich sans façons an ihren Hals hing, raubte ihr im ersten Augenblicke alle Contenance und sie vergaß, vielleicht zum ersten Male in ihrem Leben, den üblichen Knix, als sie ihre welken Lippen auf Eva's weichen Mund drückte.

Wir übergehen die Empfangsfeierlichkeiten, die sich bald in vertrauliche Mittheilungen mit einigen Lamento's verwandelten und berichten nur, daß die alte Dame ihre Nichte sanft tadelte, als ihr diese durchaus keinen andern Grund zu der leidenschaftlich beanspruchten Ehescheidung anführte, als: sie könne Krusens Frau durchaus nicht mehr sein. Dieß Kapitel wurde oft, sehr oft hin und wieder besprochen. Eva behauptete, Recht zu haben — die Hofräthin zweifelte in aller Höflichkeit daran gar nicht, aber meinte doch: zur

Ehescheidung gehöre mehr, als diese eigenwillige Behauptung. Die Zeit lief schnell dahin. Eva wurde ruhiger und blühete in diesem Stillleben frischer und schöner als je, wozu auch wohl die vielen Briefe beitrugen, die sie von ihrer Freundin — wir wissen es besser — empfing. Die Hofräthin fühlte sich unbeschreiblich wohl und amüsirt in der Gesellschaft dieser liebenswürdigen Nichte und gab von Tag zu Tage etwas nach von ihren strengen Ansichten in Rücksicht auf Ehescheidungen.

Es war ein heller, schöner Octobermorgen, als Eva am Fenster saß und mit einigem Herzklopfen die Straße hinabsah, wo die Post in guter, alter, schwerfälliger Manier eben hinabgerasselt war. Sie sah auffallend bleich aus — ihre Blicke richteten sich bisweilen angsterfüllt zum blauen Himmelszelte empor und dann flogen einige Worte, wie ein flüchtiges Gebet, über ihre Lippen. Ihre Tante tripppelte im Zimmer umher und schlug die Fliegen todt, die sich ohne ihre Erlaubniß von der abendlichen Herbstkühle in's warme Zimmer geflüchtet hatten.

Plötzlich schrie Eva laut auf und sprang vom Fenstertritt hinab zu ihrer Tante hin. Sie zitterte wie Espenlaub. Die alte Frau war zum Tode erschrocken, und fragte: was ihr widerfahren sei.

„Ach, Du Allmächtiger! Mein Mann! Mein Mann!"

„Wo denn, Kind, Herzenskind?"

„Da — da!“ — Sie zeigte auf die Straße hinab, wo wirklich ein Herr von bedeutendem Embonpoint, den Hut hintenüber, mit krausen-blonden Haaren und einer goldenen Brille auf der Nase, breit und gemächlich daher schritt und über die Brillengläser fort alle Häuser anstarrte.

„Was — der — Herr — der Dicke, der so ungeschickt einherschreitet, wie ein Bierbrauer — der ist Dein Mann? der? Kind, Kind, das wäre ja schrecklich!“

„O, nur allzuschrecklich“ — schluchzte Eva und warf sich erschöpft und an allen Gliedern bebend in's Sopha. Ihre Brust hob sich wie unter der Last eines schweren Unglückes oder eines schweren Entschlusses!

Unterdessen war der Herr näher gewatschelt, war auf das Haus zugeschritten, hatte die Freitreppe erstiegen und stand nun mit der Miene eines Mannes, der nicht recht weiß, was er sagen soll, vor den beiden Damen, die ihm bis zur Thür entgegen gegangen waren.

„Gott — Gott — er will mich holen“ — stammelte Eva.

„Nun, was denn sonst“ — begann Kruse mit brüskem Tone.

Die alte Dame fiel beinahe in Ohnmacht über den gemeinen Accent, womit Herr Kruse diese Antrittsrede herausbrachte. Noch entsetzter aber war sie, als er jetzt mit wohlgefälligem Wesen ihre schmale, magere Hand ergriff, sie derb schüttelte nnd dabei ausrief:

„Dienerchen, — Dienerchen, Frau Tante, freue mich, Sie kennen zu lernen — freue mich, Sie wohl zu sehen — da bin ich. — Haben Sie meine Frau auf bessere Gedanken gebracht? Es that noth!“ — Mit dieser Begrüßung war er vorgeschritten, hatte auf dem Sopha Posto gefaßt, schnaufte erst ein paar Mal wie ein Erschöpfter und breitete dann seine beiden Arme wie ein Wegweiser gegen Eva aus, die, betäubt und erdrückt unter den eindringenden Gedanken, mit gesenktem Kopfe dastand.

„Na, Täubchen, komm und küsse Deinen Mann zum Willkommen — willst nicht? Auch gut! das findet sich!“

Eva wandte sich schaudernd ab und verhüllte die Augen. Ihre Antipathie schien mit jeder Minute zu wachsen — eine Leichenblässe deckte das blühende Gesicht und convulsivisches Zittern lähmte ihre Zunge.

Die Hofräthin hatte sich endlich gefaßt. Ihr Blick traf mit einem verheißungsvollen Ausdruck ihre Nichte. Sie knixte einige Schritte vorwärts und sagte mit festem Entschlusse, aber mit nicht ganz fester Stimme: „Seien Sie mir willkommen — Sie kommen uns unerwartet, verehrtester Herr Neffe, wir haben oft von Ihnen gesprochen und ich habe meiner Nichte immer zugeredet, den Gedanken an eine Ehescheidung fahren zu lassen — aber ich muß Ihnen sagen — ich muß Ihnen erklären, daß meine Nichte ihren Widerwillen — ja, ihren Widerwillen gegen Sie nicht überwältigen

kann. Sie will durchaus geschieden sein, geehrter Herr Neveu, durchaus!"

„So — will sie!" unterbrach sie der Mann lachend und strich wohlgefällig über sein kirschrothes Gesicht. „Ich will aber nicht! Das findet sich jedoch. Für jetzt frage ich nur bei Ihnen an, ob ich hier Logement erhalten kann."

Eva fuhr aus der tiefen Versunkenheit auf, worin sie bis dahin verharrt hatte, und machte eine flehende, sprechende Geberde gegen ihre Tante.

Der Blick der guten alten Dame antwortete beschwichtigend.

„Es thut mir herzlich leid, lieber Herr, ich selbst logire knapp — drüben ist an einen Gerichtsbeamten vermiethet — also möchte ich bitten —"

„Machen Sie doch keine Redensarten, Frau Tante — bleibe selbst lieber im Gasthofe die paar Tage — bin ungenirter —. He, Täubchen — Du bleibst wohl hier?"

Eva nickte trotzig mit dem Kopfe. „Aber wenn Sie mir die Ehre geben wollen heute Mittag —" fiel die höfliche Hofräthin mit ihrem tiefsten Knixe wieder ein.

„Bon — bon, also Mittags bin ich Ihr Gast — aber tischen Sie was Feines, was Gutes auf — haben Sie einen französischen Koch? —"

Der Hofräthin erstarrte das Wort im Munde — einen französischen Koch? Lieber Gott, sie hatte nicht

einmal eine deutsche Köchin bezahlen können ihr Lebelang und der Schlemmer verlangte einen Mittagstisch von einem französischen Koche bestellt? Also in diesem Luxus hatte die Anziehungskraft gelegen, die ihre arme Nichte so lange blind für solche kolossale Gemeinheit gemacht hatte! Wie ängstlich, wie beklommen das arme Frauchen dasaß! Wie eine arme Sünderin! Aber warte, dachte die Großtante, von dem wollen wir Dich schon losmachen und sollte ich die Gerechtigkeitspflege der ganzen Stadt aufbieten.

Wir gehen nicht weiter auf die speciellen Schritte ein, die nach dieser ersten Begrüßung von der Hofräthin unternommen wurden — wir unterlassen es auch, die einzelnen Scenen zu schildern, in denen Kruse immer als ein brutaler Mann und Eva als eine schüchterne, ängstliche Taube erschien, sondern wir begnügen uns zu berichten, daß keine acht Tage vergingen, als die ganze Stadt auf der Seite Eva's stand, und daß sich Alles verschwor: sie nicht wieder mit diesem Manne ziehen zu lassen. Selbst der Prediger — derselbe, welcher Eva einst confirmirt hatte — war mit dem Vorsatze zum Sühneversuch zu der Hofräthin gegangen und kehrte mit dem festen Entschlusse zurück: dieser Scheidung freien Lauf zu lassen. Aber das Traurigste war und blieb die Hartnäckigkeit des Herrn Ferdinand Kruse, welcher täglich von seiner nothwendigen Abreise sprach und ohne Eva nicht abreisen wollte. Die Frauen der Stadt, an ihrer Spitze die würdige Hofräthin,

unternahmen zuletzt einen Sturmlauf gegen ihn, trieben ihn mit ihren weisen und unweisen, klugen und unklugen Reden in die Enge und erschöpften seine Geduld dergestalt, daß der arme belagerte Mann, der in seiner Siesta gestört war, in voller Verzweiflung herausbrach: „Nehmt sie denn in's Teufelsnamen hin — ich will sie nicht länger zwingen — aber sie erhält keinen Deut von mir, hört Ihr wohl, Ihr schnatternden Weiber — keinen Heller soll sie haben — sie kann sehen, wie ihr die Arbeit bekömmt!"

Nun herrschte Triumph und Jubel! Der Gerichtsbeamte im Hause der Hofräthin gab die besten Rathschläge über Beschleunigung dieser Angelegenheit. Die Schritte wurden gethan, wobei Herr Kruse durchaus gegenwärtig sein mußte — der Termin abgehalten, worin Eva erklärte, „wegen unüberwindlicher Abneigung gegen ihren Gatten auf die Lösung ihrer ehelichen Bande dringen zu müssen", und Kruse verdrießlich seine Einwilligung dazu gab — dann reiste der Letztere ab und Eva schien nun frei aufzuathmen. Wer sie genau beobachtet hätte, würde aber eine sonderbare Aufregung, die bisweilen bis zur nervösen Beklemmung stieg, an ihr bemerkt haben. Ob dieser Zustand in moralischen oder physischen Gründen seinen Ursprung fand, hätte selbst ein erfahrner Arzt nicht sagen können. Die arme Frau hatte eine Zeitperiode durchlebt, die selbst eine Riesennatur erschüttern konnte, aber sie hatte nun auch die Freude, noch vor dem Schluß des alten Jahres

die rechtskräftige Ausfertigung ihrer Scheidungsformel in der Hand zu halten. Ein Brief, den sie an dem Tage geschrieben, wo sie dieß Beglückungsdecret empfing, wird uns am Besten Auskunft über ihre Gefühle geben können. Der Brief ist an Herrn von Budlaken gerichtet.

„Schwindelnd vor Wonne erhebe ich mich eben von meinen Knien, worauf ich Gott gedankt habe, daß wir endlich erreichten, was wir von Gottes Gnade erbeten hatten. Ich halte das Dokument in der Hand — ich lese es immer wieder: „ich bin geschieden von Dem, der uns trennte!“ O, mein theurer Freund, ich bin längst geschieden — von dem Augenblicke an, wo ich Dein Auge zärtlich auf mir geheftet fühlte — war ich geschieden — von diesem Momente an erkannte ich den Zweck meines Lebens: Dir zu gehören, Dir zu dienen.

„Ich bin nun frei, Hermann! Du schreibst mir in Deinem letzten Briefe, daß Du Dein Gut verkauft und Dein Vermögen disponible gemacht hast — komm nun im Januar oder besser komm nun am 10. Februar nach B....., die volkreiche Stadt birgt schon ein paar glückliche Menschen für kurze Zeit. Auch ich bin Deiner Meinung, uns dort ganz von ohngefähr zu finden, um hier in der Stadt, wo ich frei wurde, keinen Argwohn keimen zu lassen. Also fort — fort! Wohin ist mir gleich. Ich schlage Holland vor, da Du dort Verwandte besitzest und dieß unsere Reise be-

gründen hilft. Nur fort von hier! Es liegt mir wie Blei auf dem Herzen — die Luft, die ich athme, scheint mir Kerkerluft! Ich bin frei — ich darf — ich will nun Dein sein!" — —

Der Plan gelang. Die Hofräthin nebst ihrer ganzen Sippschaft hatte keine Ahnung davon, daß Eva aus wichtigern Gründen im Februar eine Reise zu einer Freundin ansetzte und sie blieb auch arglos, als schon im März die Nachricht von der geschlossenen Vermählung zwischen Eva und dem Herrn Hermann von Budlaken aus Holland bei ihr eintraf. „Wenn sie nur besser gewählt hat, als das erste Mal", sagte sie zu ihren Bekannten, und damit schloß sich für sie dies Kapitel in ihrem Lebensbuche. Wir werden der guten alten Dame nicht wieder begegnen, also berichten wir nur noch kurz, daß sie an dem Tage, wo im Gerichtslokale ein großer Brief anlangte mit der Requisition des B.... schen Criminal-Gerichtes „die Hofräthin Müllner über die Vorfälle in ihrem Hause betreffend die Scheidung der Eva Kruse, jetzt verehlichte von Budlaken und ihrem Ehegatten Ferdinand Kruse, zu vernehmen", sanft und ruhig gestorben war mit dem Bewußtsein: ihrer Nichte Glück begründet zu haben. Kehren wir nun zu Eva und ihrem jetzigen Gatten zurück. Die Glücklichen waren am Ziele. Eine selige Heiterkeit thronte auf Eva's Stirne und machte sie schöner als je. Herr von Budlaken fühlte sein Glück berauschend über sich zusammenschlagen und hatte in dem

Wogen seines Herzens kein Arg daraus, daß Eva ihre Abreise mit großer Eile betrieb, obwohl sie in B.... mehr als fünfzig Meilen von Allem entfernt waren, was sie gekannt hatten vor ihrer Vereinigung. Sie bewohnten einige elegante chambres garnies in einem höchst anständigen Hause, lebten jedoch ganz zurückgezogen und vermieden jede nähere Berührung mit den übrigen gleich vornehmen Bewohnern des Hauses. Eva betrieb die Zurüstungen zur Abreise. Sie ließ sich eines Morgens einen Miethwagen bestellen, um Einkäufe zu machen und nahm einen sehr kurzen, aber sehr zärtlichen Abschied von ihrem Gatten. Als sie in den Wagen stieg, blickte sie nochmals empor zu ihm, der mit unverstellter Bewunderung die reizende Beweglichkeit des schönen Weibes betrachtete und sich im Stillen beneidenswerth nannte. Den Blick, womit sie nochmals zu ihm hinaufblickte, vergaß er nie — vielleicht war er der Faden, welcher ihn in späteren Tagen aus dem Labyrinthe seiner wechselnden Gefühle wieder zu ihr zurückführte.

Kaum war Eva eine halbe Stunde fort, als abermals ein Miethwagen vor der Thür still hielt und zwei wohlbeleibte Herren in Begleitung eines Polizeicommissarius ausstiegen. In demselben Momente, wo diese drei sich in aller Gemächlichkeit dem Wagen entwanden, schlüpfte ein Judenknabe neben ihnen durch, flog die Treppe hinauf und zog an der Klingel, welche zu den Zimmern der Budlaken'schen Eheleute gehörte.

Herr von Budlaken öffnete selbst. Der junge Bursche reichte ihm einen Brief, riß ihn aber zugleich, ohne ein Wort zu sagen, auf den Flur hinaus und von da in einen dunklen Corridor, der nach dem Hinterhause führte, welches einen besonderen Eingang in eine Nebenstraße hatte. „Frau von Budlaken schickt mich — es gilt Ihr Leben!" flüsterte er dabei.

Es war aber zu spät. Der Polizeicommissarius erblickte von unten die beabsichtigte Flucht und rief ihm zu: „Wagen Sie nicht, noch einen Schritt zu gehen, sonst muß ich meine Maßregeln schärfen. — Im Namen des Königs — Herr von Budlaken fordere ich Gehorsam!" —

Im eigentlichen Sinne des Wortes verblüfft starrte der Edelmann auf die Herren hinab, die jetzt zu ihm aufstiegen, dann heftete er seine Augen auf den Zettel, als solle ihm der Auskunft geben. Der Judenknabe schlüpfte mit einem Wehegeschrei hinten die Treppe hinab und war verschwunden, bevor man ihn vom Flure aus sehen konnte. Während die Herren ihn zu erreichen suchten, las Budlaken ganz mechanisch die wenigen Worte des Zettels, welche lauteten: „Herzliebster, fliehe! Fliehe sogleich — vertraue dem Judenknaben. — Fliehe! O mein Gott, erbarme Dich des Unschuldigen! Fliehe und verbirg Dich! Hätte ich Dir doch anvertraut, weshalb wir reisen mußten! —"

Nach Lesung dieses Briefes, der von Eva kam,

fand er sich eben so klug wie vorher. Doch die Erklärungen sollten ihm nicht erspart werden. Die Herren standen vor ihm und er erkannte zu seinem Erstaunen Herrn Ferdinand Kruse und einen Mann, der ihm so ähnlich war, daß man auf die richtige Vermuthung naher Familienbande kam. Der Commissarius ergriff sogleich das Wort, indem er auf den Herrn von Budlaken deutete: — „Ist dieß derselbe Herr von Budlaken, den Sie uns in Ihrem Protokolle bezeichnet haben?"

Kruse schob die Brille von den Augen und sagte mit wichtigem Tone:

„Das ist derselbe Herr von Budlaken!"

„Wo ist Ihre Frau?" fragte der Commissar etwas herrischer; durch diese Erklärung des Herrn Kruse gehörte der Edelmann vor seine Schranken und die Polizeimitglieder wissen das zu benutzen, um sich wichtig zu machen.

„Meine Gattin ist ausgefahren" — entgegnete Budlaken höflich aber zurechtweisend.

„Dann werden wir in Ihrem Zimmer warten, bis sie wiederkommt", erklärte der Polizeicommissarius. Budlaken öffnete artig die Thür und bat die Herren einzutreten.

„Darf ich fragen, was die Herren zu mir führt?" begann er nun gefaßt das Gespräch.

Die Herren sahen sich unter einander an. Augenscheinlich verwundert über diese Naivetät entgegnete der

Polizeibeamte: — „Ich dächte die Frage wäre überflüssig. Der Anblick des Herrn Kruse muß Sie schon hinlänglich aufgeklärt haben über unsern Besuch.“

Der Stolz des jungen Edelmannes hatte sich schon längst gegen den befehlshaberischen Ton des Beamten gebäumt. Jetzt brach er durch. — „Mein Herr, wenn Ihr Kleid, das Ihren Stand und Ihr Amt verräth, Sie nicht schützte, so würde ich Sie bitten, mein Zimmer zu verlassen, das Sie unter dem Anscheine eines Rechtes betreten haben, welches mir noch nicht klar ist.“

Die Herren sahen sich wieder und zwar sehr verwundert an. Bei dem Stand der Dinge schien ihnen das Auftreten des Herrn von Budlaken eine Frechheit sonder Gleichen. Das Mienenspiel der beiden Herren Kruse verrieth, daß sie erfreut waren, in dem Polizeibeamten einen Secours zu haben, der bei solcher angenommenen Unbefangenheit zu Mitteln greifen konnte, die nöthig zu werden verhießen.

„Es ist Ihnen noch nicht klar“, wiederholte der Beamte spöttisch, indem er sich in die Brust warf. „Nun, so will ich mich herablassen, Ihnen zu sagen, daß Sie angeklagt sind, die Gattin dieses Herrn“ — er deutete auf Ferdinand Kruse — „geheirathet zu haben.“

„Angeklagt sind“ — repetirte Budlaken mit unzweifelhafter Ironie — „weswegen angeklagt? Die Gattin dieses Herrn geheirathet zu haben? Nun“ — setzte er parodirend hinzu — „so will ich mich herab-

lassen Ihnen zu sagen, daß ich noch nicht gewußt habe, daß in protestantischen Ländern eine Ehefrau, wenn sie geschieden ist, nicht wieder heirathen darf." Mit diesen Worten trat er an einen Schreibtisch, öffnete eine Mappe, worin wichtige Documente aller Art lagen, suchte ein Weilchen und reichte dann dem Beamten ein Schriftstück.

„Das wird mich von Ihrem lästigen Besuche befreien —. Mit Herrn Ferdinand Kruse hingegen habe ich noch ein Wort im Vertrauen zu reden, deshalb bitte ich diesen Herrn, zu bleiben" — fügte er so aufgeregt hinzu, daß gar kein Zweifel aufkommen konnte, was er mit Kruse Wichtiges zu verabreden hätte.

„O ho! Herr von Budlaken, denken Sie nicht, daß dieß uns zufrieden stellt. Diese Scheidungsacte ist erschlichen — durch Betrügerei erschlichen" — rief der Beamte hastig, indem er die Acten mit den Augen überflog. Budlaken wurde leichenblaß vor Grimm. „Sie kann ich nicht auf Leben und Tod fordern", murmelte er, „von Ihnen muß ich jedes Wort dulden — aber ich rathe Ihnen, dieß Wort sogleich zurückzunehmen. Was haben Sie im Aerger und Wahnsinn denn erlogen, Herr Kruse, daß dieser Herr so zu sprechen wagt? Sie haben nach vielen Bitten, ja ich muß einräumen, nach manchen Qualen frei und unbehindert Ihre Einwilligung zur Scheidung gegeben — welcher Dämon verleitet Sie, mich jetzt einer Betrügerei anzuklagen."

„Ich hätte meine Einwilligung gegeben" — rief Ferdinand Kruse überlaut — „wo denn?"

Herr von Budlaken riß dem Beamten die Acten aus der Hand, blätterte darin und hielt dann dem Herrn die gerichtliche Verhandlung vor die Augen, die mit den Worten anfing: „Es erschienen im Termine vor dem Deputirten des Gerichtes am heutigen Tage der Particulier Ferdinand Kruse nebst seiner Ehefrau Eva, geb. Müllner" und mit der Namensunterschrift beider Gatten endete.

„Haben Sie das nicht geschrieben?" fragte Budlaken, im höchsten Zorn auf die Unterschrift deutend.

„Nein" — antwortete Ferdinand Kruse lakonisch —

„Nein" — rief Budlaken, vor Erstaunen über dieß Verläugnen mehre Schritte zurückprallend. „Nein — Sie hätten dieß nicht unterzeichnet?"

„Nein" — bekräftigte der Bruder Ferdinands, „das hat mein Bruder nicht geschrieben." Mit diesen Worten trat derselbe an den Schreibtisch, nahm eine dort liegende Feder und einen Streifen Papier und sagte mit schnellem Entschlusse: „Beweise es dem Herrn durch die That —!"

Ferdinand Kruse schrieb hastig und ohne Zögern. Budlaken griff nach dem Blatte. Allerdings das waren ganz andere Schriftzüge. In ihnen war der Schwung der eingeschulten Geschäftshand, während die Unterschrift der Acten eine mühsam zusammengekleckste Kinderhand schien.

Budlaken wußte nicht, was er sagen sollte. War das eine feingesponnene Intrigue? Hatte Ferdinand Kruse damals mit Fleiß die Hand verstellt, um dieß Ungewitter vorzubereiten? Aber es sah ihm nicht ähnlich — er galt für einen gutmüthigen, nur allzu bequemen Mann —!

Der Polizeibeamte hatte der ganzen Scene schweigend beigewohnt. Das Benehmen Budlakens befremdete ihn etwas — es lag Wahrheit darin oder eine bedeutende Schauspielkunst. Aber was war es? Was? Polizeibeamte sind nie geneigt, das Beste zu glauben.

„Sie sehen, mein Herr", warf er jetzt dazwischen, „daß die Unterschrift keinen Werth hat —"

„Aber wer — wer hat denn das geschrieben?" unterbrach ihn Budlaken außer sich. „Er selbst muß doch gegenwärtig gewesen sein —. Hier steht gerichtlich beglaubigt: Es erschienen im Termine —"

„Wie kann ich denn erschienen sein", polterte nun Kruse ärgerlich hervor. „Ich bin ja nicht aus meines Bruders Hause gegangen seit meiner Abreise von H... und bin nur auf die Nachricht, die wir zufällig erhielten, daß Eva geschieden wäre und sich wieder verheirathen wollte, mit meinem Bruder hierher gereist. Wie kann ich denn in einem Termine erschienen sein, wenn ich gar nicht im Orte gewesen bin — wie kann ich denn unterzeichnet haben, wenn ich von der ganzen Sache erst gehört habe, als Eva schon wieder geheirathet hatte — — — —"

Budlaken starrte den Mann an. Er hatte keine Besinnung mehr. Aber auch jetzt kam ihm noch kein Gedanke an irgend eine Schuld von Eva's Seite, sondern er war nur erstarrt über die unerhörte Dreistigkeit, die Ferdinand Kruse in diesen Behauptungen zur Schau trug. Er wendete sich bitter lächelnd zu dem Polizeicommissarius. „— Mein Herr, ich verzeihe Ihnen Ihre Leichtgläubigkeit, denn ich muß gestehen, daß ich selbst an mir irre werden könnte, wenn ich die Lügenfertigkeit dieses Herrn nicht besser zu beurtheilen im Stande wäre. Gottlob! die gerichtlichen Vernehmungen in der Heimath meiner Gattin, namentlich die Aussagen der alten würdigen Hofräthin Müllner, werden diese Behauptungen entkräftigen können —"

Dem Beamten schien ein Licht aufzugehen. „Wer weiß" — sagte er, theilnehmend näher tretend. „Könnte nicht ein Anderer dieses Herrn-Stelle vertreten — könnte nicht ein Fremder diese Formalitäten —"

„Meine Frau wird doch ihren Gatten kennen" — warf Budlaken entrüstet ein.

„Ei, wir zweifeln gar nicht, daß Frau Eva den Mann gekannt hat, der diese Scheidungsacte unterschreiben mußte", spottete der Kaufherr Kruse. —

Herr von Budlaken verstand plötzlich den Zusammenhang. Es wurde Nacht in seiner Seele. Eine schwarze Wolke sank über ihn und umhüllte alle Freude und allen Frieden seines Lebens. Eva — eine Betrügerin! Eva, als Schauspielerin auf der

Bühne der Welt und in welcher niedrigen Rolle? Sie hatte ein Gaukelspiel gewagt, um zu seinem Besitze zu gelangen? Und war sie nicht dennoch unrechtmäßig seine Gattin, wenn ihr erster Gatte sie nicht wirklich freigelassen hatte. Ihre Ehe mit ihm mußte ja ewig null und nichtig vor dem Gesetze der bürgerlichen Ordnung sowohl, als vor dem der Schicklichkeit dastehen. Gedanken, wie brausende Wellen überstürzten den jungen Mann. Mechanisch griff er in die Westentasche, wohin er den Zettel gesteckt hatte, der ihm von dem fremden Knaben überreicht worden war. Er las ihn zwei Mal. Dann warf er ihn verächtlich auf den Tisch.

„Es wird so sein, wie Sie meinen, mein Herr", sprach er mit ganz gebrochenem Wesen. „O, diese Schande — dieser Flecken auf meinem Namen! Was wollen Sie nun von mir? Ich soll und muß Ihnen folgen? Ich muß Ihnen mit meiner Person Garantie für meine — Frau bieten? Kommen Sie — ich bin bereit! Hier sind meine wichtigen Papiere" — er deutete auf ein Schubfach im Schreibtische — „verschließen Sie diese Sachen sicher. Es ist mein ganzes Vermögen! —"

Er nahm ohne Zaudern seinen Hut, warf einen Mantel über und wendete sich dann zu Herrn Ferdinand Kruse, während der Commissarius Alles in Sicherheit brachte, den weggeworfenen Zettel einsteckte und sein Amtssiegel auf alle Schlösser drückte.

„Herr Kruse — Sie sind der beleidigte Theil", sagte der junge Edelmann mit ganz ruhigem Accente. „Ich stehe Ihnen zu jeder Zeit zu Diensten, so wie ich meiner Haft entlassen bin."

„Daß ich ein Narr wäre", murrte Herr Kruse ärgerlich, „und mein Leben für eine Frau, die nichts von mir wissen will, in die Schanze schlüge. Ich wollte, ich —". Ein Blick auf seinen Bruder, der sich in dieser Geschichte zu seinem Factotum aufgeschwungen hatte, hemmte seine weitere Erklärung.

„Bemühen Sie sich nicht, Herr von Budlaken", sprach der Kaufherr mit schadenfrohem Lachen. „Wir sind mit der Satisfaction, welche uns der Ausspruch der Richter geben wird, vollständig zufrieden. Das Zuchthaus wird Frau Eva's Blut kühlen! —"

Der junge Mann biß sich auf die Lippen, daß sie bluteten, erwiederte jedoch kein Wort. Herr Ferdinand Kruse schüttelte fast unwillig den Kopf gegen seinen Bruder und drückte treuherzig Budlakens Hand, als sie sich trennten. Es that ihm augenscheinlich leid, die Geschichte so weit getrieben zu haben, allein er hatte in den Fesseln seines Bruders gelegen, so wie er den ersten Brief über diese Angelegenheit an ihn geschrieben hatte, und er mußte sich jetzt willenlos dem fügen, was zur Aufklärung des Sachverhältnisses unternommen werden würde. Der Polizeibeamte, welcher blitzschnell den kleinen Zettel gelesen und daraus eine Bestätigung ersah, daß Budlaken selbst betrogen sei,

suchte durch sein Benehmen ein gewisses Bedauern an den Tag zu legen. Was konnte dieß aber dem plötzlich aus allen Himmeln gestürzten jungen Ehemann nützen und helfen! Stumpfsinnig folgte er dem Beamten in's Gefängniß und stumpfsinnig beantwortete er alle Fragen seines Inquirenten, als sein Prozeß der Kriminalbehörde übergeben wurde. Er erklärte: nichts von Allem gewußt zu haben, und verwies dabei auf den Briefwechsel zwischen ihm und Eva während der Zeit ihres Scheidungsprozesses. Den jetzigen Aufenthalt seiner Gattin wußte er nicht anzugeben — sie war und blieb verschwunden, trotz der schärfsten Maaßregeln, die polizeilich ihretwegen angeordnet waren. Man mußte zuletzt annehmen, daß es der schlauen Dame gelungen war, die Stadt zu verlassen, bevor die Nachsuchungen begonnen hatten. Budlaken zeigte für nichts Interesse bei allen den ausgedehnten Verhandlungen, als für die Frage: wer der Mann gewesen sein könne, der die Rolle des Herrn Ferdinand Kruse in der Farce gespielt hatte, die Eva zur Erlangung ihrer Freiheit nothwendig gefunden.

Es war der widrigste und quälendste Gedanke für ihn in seinem stillen Gefängnisse, daß ein fremder Mensch in Verhältnissen zu der Frau gestanden, die er über Alles hoch und werth gehalten hatte. Aber diese Frage blieb unerledigt. Die Requisitionen, die dieser Aufklärung wegen an jene Gerichtsbehörde gestellt wurden, führten zu keinem Resultate. Die Hofräthin Müllner

war gestorben — hätte jedoch auch nichts aussagen können, was der Sache Licht brachte. Der Gerichtsassessor, der als Deputirter die Scheidungstermine abgehalten, erklärte: daß er an der Identität des quästionirten Ehemannes gar nicht gezweifelt, also jede Nachforschung für unnöthig befunden hätte. Der Prediger sagte dasselbe. Der Gerichtsbeamte, welcher Hausgenosse der Hofräthin gewesen war, schilderte die Ankunft des sogenannten Ehemannes und verlieh dadurch allen andern Aussagen vollkommenen Werth. Aber seltsam erschien es, daß das Signalement des dort erschienenen Mannes auf's Haar dem Herrn Kruse glich. Dieser Umstand verdächtigte diesen plötzlich. Bis dahin als der Betrogene behandelt, wurde jetzt das Bedenken rege, daß er sich einer falschen Denunciation schuldig gemacht habe. Solche Persönlichkeit mit allen kleinen, barocken Angewohnheiten konnte nicht leicht übersehen, nicht leicht verwechselt, nicht leicht copirt werden. Der Kriminalrichter begann die Sache von einem andern Gesichtspunkte zu betrachten — ihm stieg die Wahrscheinlichkeit einer Rache gegen das junge Weib auf, nachdem sich der schwache Mann von den Damen der Stadt hatte überrumpeln lassen. Jetzt war vor allen Dingen eine Recognition dieses Punktes nöthig und zu dem Behufe wurde der Gerichtsassessor, der bei den Scheidungsformalitäten fungirt hatte, zu einer Confrontation nach B... beschieden. Natürlich erfuhr Ferdinand Kruse hiervon nichts. Ihm wurde aber bei

den veränderten Umständen dictatorisch angezeigt, daß er die Stadt nicht verlassen dürfe und jeder Forderung vor den Kriminalbeamten Folge leisten müsse, widrigenfalls er eine Verhaftung zur Sicherung seiner Person erwarten könne. Herr Kruse war außer sich über diese Maaßregel. Es traf sich, daß sein Bruder, der Stab und die Stütze in seiner mißlichen Lage, auf kurze Zeit in seine Heimath, die über funfzig Meilen entfernt war, reisen, den armen Ferdinand also rath- und trostlos allein lassen mußte. Es traf sich aber auch unglücklicherweise, daß der Kaufherr schon abgereist war, als die Ordre, die wie ein Donnerschlag auf Herrn Ferdinands schwaches Haupt niederfiel, abgegeben wurde. Durch diesen Zufall entwickelte sich in der Brust des geängstigten Mannes in vollkommener Ausdehnung die Ansicht: daß er wie ein Thor, wie ein Wahnsinniger gehandelt habe, seine schön. Ruhe durch solche verzweifelte Prozesse zu stören. Er kam auf den Punkt, sich selbst zu zürnen und seiner Frau zu verzeihen. Warum ließ er sie nicht laufen, als sie nicht mehr bei ihm bleiben wollte? Warum machte er ihr nach den Rathschlägen seines hochweisen Herrn Bruder das Leben so furchtbar schwer — warum verkaufte er sein schönes Haus — warum verließ er das nette Städtchen, wo seine Eltern, seine Großeltern und seine Ur-Ur-Urgroßeltern so seelenvergnügt gelebt hatten? Er hätte sich selbst prügeln mögen bei den fluthenden Vorwürfen, die aus allen Ecken hervorbrachen, als die Suade sei-

nes weisern Bruders nicht mehr aufregend auf seine schläfrigen Lebensgeister einwirkte.

Der Tag, an welchem die Confrontation mit dem Gerichtsassessor geschehen sollte, brach an und fand ihn in der besten Stimmung, alle Termine, sammt dem hochlöblichen Kriminalgericht, zum Pfefferlande zu wünschen. Er machte sich mürrisch bereit, dem Zwange zu folgen, der ihn, in Gestalt einer Vorladung, vor den Inquirenten beschied. Kaum hatte er seine Wohnung, die er im Gasthof inne hatte, verlassen, so wurde ein großer Brief für ihn abgegeben, der von dem Knaben, welcher ihn brachte, dringend der Besorgung anempfohlen wurde. Hätte Herr Kruse diesen Brief, anstatt nach dem Termine, vor demselben erhalten, so wäre er einer halb komischen und halb ärgerlichen Scene entgangen. Mag er sie als eine Strafe seiner mittelbaren Schuld an Eva's Vergehen betrachten und froh sein, daß er damit einem leidigen Wirrwarr entging, der ihn schon jetzt eines prächtigen Embonpoints zu berauben drohte.

Herr Kruse wurde — im Gerichtslokale angemeldet — sofort vorgelassen. Er trat ein in seiner gewohnten Manier. Den Hut auf dem Hinterkopfe, die Brille auf der Nasenspitze hängend. Der Kriminalrichter, sein Actuar und ein fremder Herr, der mit scharfer Aufmerksamkeit dem Eintretenden entgegensah, empfingen ihn. Ein bedeutsames Lächeln zuckte um die Lippen des Fremden, welcher kein Anderer als der

Gerichtsassessor aus Eva's Heimathstadt war, als Kruse ihn nach alter Gewohnheit über die Brille hinweg fixirte. Seine Geberden verriethen, daß hier gar kein Zweifel obwalten könne.

Aber die Ruhe und der Gleichmuth Krusens erschien bewundernswerth.

Mußte er nicht jetzt die Enthüllung seiner falschen Denunciation fürchten? Oder erkannte er den Herrn nicht wieder?

Der Richter fragte ohne alle Vorbereitung zu dem Assessor gewendet:

„Kennen Sie den Herrn, der so eben zu uns eintrat?"

Der Assessor neigte bejahend den Kopf und setzte erläuternd hinzu: „Dieser Herr heißt Ferdinand Kruse, ist sechs und fünfzig Jahr alt, gebürtig aus H.... in der Provinz S...., seit 1819 verheirathet mit Eva Justine Müllner und jetzt ansässig in W... in der Provinz W..., woselbst sein Bruder Kaufmann sein soll."

Kruse fühlte sich wahrscheinlich geschmeichelt von der Special-Auskunft, die über seine Person gegeben wurde. Er verbeugte sich wiederholt gegen den Fremden und rückte dabei unmerklich an der Brille, damit er desto besser darüber hinwegsehen könne.

„Wo ist Ihnen dieser Herr, den Sie ganz richtig Ferdinand Kruse nennen, bekannt geworden?"

„In T...., wo er in einer Ehescheidungsklage wiederholt vor mir erschienen ist!"

Herr Kruse verbeugte sich nicht mehr, sondern sah den Herrn mit unverstelltem Erstaunen sehr groß an. Er machte Miene zu sprechen — der Inquirent verhinderte es. — „Herr Kruse, ich muß Sie bitten, so lange zu schweigen, bis ich für nöthig finde, Sie zu fragen. Geben Sie jedoch wohl Acht auf jedes Wort, das dieser Herr spricht, denn Sie werden sich dagegen vertheidigen müssen" — sprach er ruhig, aber doch in so decidirtem Tone, daß kein Widerspruch zu wagen war. Der Richter wendete sich wieder zu dem Fremden.

„Sie behaupten also nach Pflicht und Gewissen, daß dieser Herr in T... vor Ihnen erschienen ist und daß er und kein Anderer die Ehescheidung genehmigt und unterzeichnet hat."

„Ich nehme meine Aussage auf meinen Amtseid", entgegnete der Fremde sehr bestimmt. „Eine Irrung ist nicht denkbar, da mir die Persönlichkeit mit all' den Eigenthümlichkeiten noch zu frisch im Gedächtnisse ist.

„Herr Kruse kam im Laufe des Herbstes nach T... Wollen Sie gefälligst berichten, was Sie von seiner Ankunft, von seinem Aufenthalte dort, von seinen Schritten bei dem betreffenden Prozesse wissen?"

„Sehr gern. T... ist eine zu kleine Stadt, als daß die Ankunft eines Mannes, wie Herr Kruse" — ein feines Lächeln begleitete diese Bemerkung — „unbemerkt bleiben konnte. Es wurde sogleich im ganzen Orte bekannt, daß der dicke Herr, der mit der Post angekommen sei, der Gemahl der schönen Madam

Kruse wäre und daß derselbe die Absicht habe, seine Gattin mit Güte oder mit Gewalt zu ihrer Pflicht zurückzuführen." — Kruse machte hier eine Bewegung, die wieder auf den Vorsatz schließen ließ, seine Einwendungen schon jetzt geltend zu machen. Ein ernster Wink des Inquirenten beschwichtigte ihn zwar, konnte aber nicht hindern, daß sein Geberdenspiel eine steigende Verwunderung ausdrückte, wobei sein Gesicht gerade nicht allzuklug aussah. — „Die ganze Stadt interessirte sich für das Schicksal der jungen schönen Frau, welche ihren Abscheu vor der Verbindung mit diesem Herrn sehr deutlich an den Tag legte — sie wollte nicht einmal dulden, daß er in demselben Hause logire, wo sie wohnte. Sie brachte es dahin, daß er im Gasthause zum weißen Adler wohnen mußte. Im Anfange sträubte sich Herr Kruse gewaltig gegen die Trennung seiner Ehe, nach und nach schien er zu schwanken und als die alte würdige Dame, die Hofräthin Müllner, aus Liebe für ihre Großnichte einen Sturmlauf gegen ihn unternahm, wobei sie von den angesehensten Damen der Stadt unterstützt wurde, da gab er seine Einwilligung zur Lösung der Bande, die seiner Gattin drückend geworden waren, und für ihn auch keine Rosenketten mehr sein konnten. Ich selbst habe die Verhandlungen in dieser Sache geleitet und ich bin bereit, zu beschwören, daß dieser Herr und kein Anderer in dem Termine erschienen ist und eigenhän-

dig die Protokolle unterzeichnet hat zum Beweise seiner Genehmigung.“ —

Ein Bild des Erstaunens zu beschreiben, wie Kruse es während dieser Berichterstattung vorstellte, ist unmöglich. Bald stand er mit geöffnetem Munde und starrte den Berichterstatter an: bald schlug er die Hände gefaltet in einander und ließ sie in vollständiger Ergebung am Leibe hinuntersinken; bald schüttelte er den Kopf, wie Einer, der nahe daran ist, seinen Verstand zu verlieren, genug, er machte alle Stadien verzweiflungsvoller Verwunderung durch. Daß sein, ohnehin etwas komischer Anstand dadurch nicht an Würde gewann, wird Jeder gern glauben. Der Inquirent beobachtete ihn verstohlen immerfort und kam im Laufe der Erzählung zu der Ueberzeugung, daß er es mit einem sehr pfiffigen Menschen zu thun habe, der diese Manier als Maske gebrauche. Im Sinne dieser Voraussetzung wendete er sich nach dem Schlusse dieser Berichterstattung an Herrn Kruse und fragte mit einem Tone, der zwischen Spott und Ernst schwankte: „Nun, mein Herr, will ich Ihnen erlauben, diese Aussage zu widerlegen. Beantworten Sie mir zuerst die Frage: Was haben Sie zu Ihrer Rechtfertigung anzuführen?“

„Zu meiner Rechtfertigung — zu meiner Rechtfertigung —!“ schrie Kruse aus aller Fassung und Ruhe gebracht. —

Der fremde Gerichtsherr wendete sich überrascht um und sah mit einem Blicke, der ebenfalls Erstaunen

ausdrückte, Kruse starr an. Die Sache schien sich jetzt umzukehren. Je lebhafter Kruse gesticulirte und je eifriger er sprach, desto größer wurden die Augen des Gerichtsassessors und desto frappirter seine Miene.

„Ja wohl, zu Ihrer Rechtfertigung!" entgegnete während des der Inquirent. „Denn Sie werden doch nun zugestehen müssen, daß Sie eine zweideutige Rolle gespielt haben, indem Sie, eine Anklage gegen Ihre ehemalige Frau begründend, ein Factum geläugnet haben, das nun nicht mehr länger zu läugnen ist. —"

„Ich läugne Alles" — schrie Kruse, der für gewöhnlich eine ziemlich angenehme und sanfte Stimme hatte, jetzt aber in der Aufregung bis zum höchsten Tenor hinauf fistulirte. „Ich läugne Alles. — Ich bin nie in T... gewesen, kenne T... gar nicht — kenne diesen Herrn nicht — kenne die Großtante meiner gewesenen Frau nicht — kenne keinen Gasthof zum weißen Adler — habe nie meine Einwilligung zur Ehescheidung gegeben — bin nie von Damen dazu gezwungen — genug, es ist Alles nicht wahr, was der Herr erzählt hat — mindestens bin ich derjenige nicht gewesen, der diesen Spuck vollführt hat —. Auf Ehre und Gewissen, auf meine ewige Seligkeit will ich es beschwören — der Herr irrt sich — der Herr beschuldigt mich falsch —. Ich sage nun kein Wort mehr in dieser vermaledeieten Sache —. Ich will geschieden sein, auf dem Flecke geschieden sein, will nichts mehr wissen von Anklagen und Prozessiren — mein Bruder

ist Schuld, der wollte es so haben. — Ich hätte die Geschichte niemals angezettelt — es ist mein Tod — es ist mein Unglück, daß ich meinen Bruder um Rath gefragt habe!" — Er machte endlich eine Pause, zog sein ostindisches Taschentuch hervor und trocknete sich die hellen Schweißperlen ab, die ihm auf der Stirn standen. Der Gerichtsassessor aus T. war ihm näher getreten, sein Blick war forschender geworden, seine Mienen gespannter. Als Kruse schwieg, fragte er den Inquirenten mit gedämpftem Tone: ob Kruse immer im Tenore spräche. Der Inquirent verstand im ersten Momente den Ernst dieser Frage nicht und antwortete eben so leise, aber lächelnd: der Eifer möchte sein Stimmregister wohl einige Töne höher hinaufgeschraubt haben. Erst als der Assessor ernstlich die Frage wiederholte und hinzufügte: In T. habe er im dröhnend tiefen Basse gesprochen, auch im gemeinern Dialecte — da wurde er anfmerksam. Sollte hier wirklich der unerhörte Fall vorgekommen sein, daß ein Mann, dem andern äußerlich gleich, von einer intriguanten Frau zu einer Gaukelei benutzt worden wäre?

Wenn solche Gedanken im Kopfe eines geübten Inquirenten erst einmal aufgetaucht sind, so weiß er auch bald Mittel und Wege zu finden, dieser Sache auf die Spur zu kommen. Es genügten wenige Fragen, es genügte eine kurze und ruhige Prüfung, um die beiden Gerichtsherren zu überzeugen, daß wirklich nicht dieser Kruse, aber ein Mann, ihm ähnlich bis

zum Verwechseln, nur roher, nur mit der gemeinsten Stimme, die im gewöhnlichen Leben unter der Bezeichnung „Bierbaßstimme" bekannt ist, seine Ehemannsrolle gespielt und von Frau Eva benutzt worden war, ihre sehnlich gewünschte Freiheit zu erlangen. Der Gerichtsassessor aus T.. war so ehrlich, einzugestehen, daß es der jungen Frau bei der Erscheinung des wirklichen Ehegatten schwerlich gelungen sein würde, das allgemeine Interesse auf ihre Seite zu ziehen, aber die ganze Individualität des Mannes, der als Kruse dort aufgetreten sei, habe das Mitleiden ganz entschieden rege machen müssen.

Nun fragte es sich noch: Wer dieser Mensch gewesen sein möchte. Kruse verschaffte ihnen ein wenig Licht durch Vermuthungen, die er aufstellte und die er nachher in dem Briefe, welcher, wie wir schon wissen, nach seiner Entfernung im Gasthause für ihn abgegeben war, bestätigt fand. Er erzählte: daß in der Nähe der Stadt H., woher er gebürtig sei, ein Mann, Namens Scheller, ein heruntergekommener Bierbrauer und Gastwirth — lebe, welcher ihm sprechend ähnlich sehe. Nur sei er röther im Gesichte und habe röthlich blondes Haar — auch treffe der Umstand zu, daß er den tiefsten Baß spreche, der einer menschlichen Brust entquellen könne. Dieser Scheller, ein fauler, nichtsnutziger Tagedieb, habe einst einer Jagdgesellschaft, in deren Mitte sich auch Kruse befunden, durch diese Aehnlichkeit, welche er durch Nachäffung seiner Manieren erhöhet

hätte, unendlichen Spaß bereitet und Kruse habe sich veranlaßt gefühlt, diese Scherze seiner Frau Eva mitzutheilen. Das Ereigniß sei in dem ersten Jahre seiner Verheirathung vorgekommen und seitdem habe ihn seine Frau öfter mit diesem gemeinen Doppelgänger geneckt. Gesehen und gesprochen hätte Eva ihn jedoch, nach seinem Dafürhalten, nie und er könne nicht begreifen, wie sie auf den Gedanken gekommen sei, ihn zu dieser Rolle zu dingen.

Nachdem Kruse nun noch ganz genau den Aufenthaltsort des Scheller angegeben, wurde der Termin geschlossen und Kruse, von jedem Verdachte gereinigt, entlassen. Wir begleiten ihn noch nicht zu Hause, wo seiner eine Fortsetzung innerer Gemüthsaufregungen wartet, sondern referiren sogleich die Resultate der gerichtlichen Nachforschung nach Scheller. Dieser Mann war im October, also zur Zeit, wo er als Herr Ferdinand Kruse mit der Post in T.. einfuhr, plötzlich verschwunden und war nicht wieder in seine Heimath zurückgekehrt. Da er von Schulden gedrückt gewesen war und weder Weib noch Kind hatte, so hatte sein Verschwinden kein großes Aufsehen erregt. Man hatte angenommen, daß die Schuldenlast ihn von Hof und Haus getrieben habe und daß er in der Fremde sein Leben durch Bettelei und sonstige Tagediebereien zu fristen suchen würde.

Die Requisition des B...schen Inquisitoriates brachte eine andere Ansicht hervor. Man besann sich.

Man forschte. Man horchte hie und da hin. Und es ergab sich, daß allerdings im Sommer eine Dame im Dorfe gewesen sei, daß sie einen ganzen Tag verweilt habe und daß nachher Gold in Schellers Händen gewesen sei, von dem er lachend die Erklärung abgegeben: das habe er von seiner Frau empfangen. Weiter erfuhr man aber nichts. Scheller war weggereist — Scheller war nicht wiedergekommen! Wo er sein mochte, errieth Niemand. Er ist auch niemals wieder zum Vorschein gekommen. Wahrscheinlich hat er sich mit dem Gelde, das er von Eva für das gelungene Spiel erhalten hatte, in eine ferne Gegend, vielleicht über's Meer geflüchtet und ist dort selig verstorben.

Wir suchen nun Herrn Kruse auf und finden ihn lesend. Der Brief mußte ihn sehr alteriren — sein Gesicht glühete und seine Augen sahen aus, als ständen sie voll Wasser. Der arme Mann! Er war in der sichern Ueberzeugung zu Hause angelangt, daß nun alle Sorgen und alle Plackereien von diesem Prozesse ein Ende erreicht haben würden und daß nun wieder Tage des süßen Schlaraffenlebens eintreten könnten, und schon beim Eintritt in sein Zimmer begannen neue Plagen seine sehnlich erwartete Ruhe zu stören. Der Brief war von Eva. Die junge Frau wendete sich in ihrer verzweiflungsvollen Lage mit Vertrauen an ihren ehemaligen Gatten. Sie hatte während ihrer achtjährigen Ehe zwar seine Langweiligkeit, aber auch seine Großmuth und seine Herzensgüte erprobt. Ohne

Scheu, mit der ganzen Vertraulichkeit eines jungen Herzens wagte sie es, ihn, den Beleidigten, den Tiefgekränkten um seine Vermittlung zu bitten, daß dem unschuldigen Budlaken Befreiung aus der schimpflichen Haft erwirkt würde. Sie hatte den richtigen Ton getroffen, um zum Herzen Krusens zu dringen, sie hatte aber auch den richtigen Zeitpunkt getroffen. Krusens guter Geist konnte ungehindert wieder Besitz von seinem sonst milden und langmüthigen Wesen nehmen, denn sein böses Princip — sein Bruder — war fern. Wir müssen also zu seiner Ehre bekennen, daß er keinen Augenblick zweifelhaft über die Rolle war, die er jetzt seiner frühern Gattin gegenüber einzunehmen hatte. Das Gefühl, das ihn beim Lesen des Klageliedes beschlich, das die junge Frau mit der ganzen excentrischen Trauer ihrer Seele auf's Papier geworfen hatte, war ihm so neu, so wohlthuend — es glich genau der Sorge eines liebenden Vaters, welcher der Tochter zum Heile gern sein eignes Glück zum Opfer darzubringen geneigt ist — daß er sich kaum die Zeit gönnte, sein Mittagsmahl, diese wichtige Tagesbeschäftigung, mit Muße zu beenden. Es freute ihn, daß Eva an ihn geschrieben hatte — es schmeichelte ihm, daß sie ihm Edelmuth genug zutrauete, um die Mission für Budlakens Freiheit zu übernehmen — es verschaffte ihm eine innerliche Genugthuung seltsamer Art, daß Eva ihn treuherzig um Geld bat, da sie von der Hülfe fremder und habsüchtiger, wenn auch wohlwollender

und zuverlässiger Menschen zu leben gezwungen sei, und es rührte ihn, daß sie ihm so fest vertrauete, obwohl sie ihn in feindseliger Stellung zu sich wußte. — „Sie kennt mich doch gut", sagte er schmunzelnd, als er zur Vorsicht diesen Brief verbrannte und sich bereit machte, einige Besuche in dieser Angelegenheit zu machen.

Wir fassen das Resultat seiner Bemühungen kurz zusammen. Herr von Budlaken, dessen Unschuld ziemlich klar zu Tage lag, wurde gegen eine bedeutende Kaution, die bis zum Schlusse der Verhandlungen gestellt werden mußte, auf freien Fuß gesetzt. Während dieser Zeit betrieb Kruse die Trennung seiner Ehe. Er übersendete der jungen Frau mit seiner gewöhnlichen Generosität ganz bedeutende Geldsummen, die von dem Knaben, der sich schon früher mit großer Schlauheit und Behendigkeit als Bote Eva's bewährt hatte, abgeholt wurden. Wo Eva sich aufhielt, erfuhr er nicht, fragte auch klüglich nicht darnach, um es nicht zu wissen, wenn seine Correspondenz mit ihr entdeckt werden sollte. Weit entfernt konnte sie nicht sein, das merkte er wohl! —

Endlich war die Untersuchung so weit gediehen, daß sie zum Spruche reif war. Budlaken hatte in seinem alten Quartiere ein traurig stilles Leben geführt, das vielleicht von herberer Trauer um Eva's Verlust geplagt wurde, als von der um seinen befleckten Namen, obwohl er im Beginne des Prozesses mehr

an diesen, als an jene gedacht hatte. Zeit und Gewohnheit mildert und ebnet ja so manche wogende Gefühlswelle. War doch Kruse sogar der Vater und Freund seiner treulosen Frau geworden — kamen doch Momente, wo er innerlich lachen konnte über Eva's Schlauheit, den dicken Scheller als ihren verabscheueten Ehemann zu präsentiren. Kruse verließ schon vor Verkündigung des Erkenntnisses die Stadt, um seinem Bruder, der ihm mit einem Besuche gedrohet hatte, aus dem Wege zu gehen. Bevor er abreiste, ging er zu Budlaken.

Der junge Mann empfing ihn steif und verlegen. Seine Miene wurde noch ernster, als Kruse ein Paket Papiere vor ihn hinlegte und mit dem Finger auf eine sehr deutliche und leserliche Unterschrift des Namens Kruse deutend, mit unverkennbarer Jovialität ausrief: — „Da haben Sie meine Einwilligung zur Ehescheidung in aller Form Rechtens — nun lassen Sie die Geschichte gut sein — gehen Sie außer Landes mit Eva — hier fassen sie dieselbe, so wie sie auftaucht, also nehmen Sie sich in Acht! Eva ist nicht weit — ich weiß aber nicht, wo sie ist. Wenn Sie es erfahren sollten, so warnen Sie die arme Frau vor jeder Unvorsichtigkeit. Ich möchte doch nicht gern, daß sie als Betrügerin gestraft würde — die Wetterhexe! Ja — ich sehe jetzt ein — ich bin zu alt und schwerfällig für ein Frauchen, wie Eva — Sie passen besser —!"

„Schwerlich", antwortete der junge Mann mit tiefernstem Tone — „mir ist sie zu leichtsinnig!"

Kruse fuhr frappirt mehre Schritte zurück. — „Was? Steht es so mit Ihnen? Hören Sie — jetzt möchte ich mich doch mit Ihnen schlagen auf Leben und Tod. Ist das in der Ordnung, daß man ein junges, heißblütiges Weib verführt zu Liebesabentheuer und daß man ihr nachher Leichtsinn nachredet? Eva ist gut gewesen, kindlich gut, bis Sie ihr die Teufelsdinge in den Kopf gesetzt haben — das wäre mir ja eine schöne ritterliche That, wenn Sie das arme Kind für — für — nun ja, für ihren Heldenmuth, sich von mir alten Kerl frei zu machen, so strafen wollten. Das kann Ihr Ernst nicht sein!" —

Budlaken warf sich in einen Lehnstuhl und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. Als Kruse, betroffen von seinem Schweigen, Miene machte zu gehen, sprang er wieder auf und reichte ihm die Hand entgegen.

„Herr Kruse, ich habe Sie immer für einen ehrenwerthen Mann gehalten, ich habe es immer drückend im Busen gefühlt, welche Schuld ich gegen Sie begangen, aber erst in diesem Momente komme ich zu dem richtigen Bewußtsein meines Vergehens. Können Sie mir vergeben — wollen Sie mir vergeben?"

Herr Kruse schlug herzhaft in die dargebotene Rechte. „Herr von Budlaken, wäre ich nicht so thöricht gewesen, meinen streit- und prozeßsüchtigen Bruder in dieser Geschichte um Rath zu fragen, so wäre sie nicht so breit

ausgetreten, das versichere ich Ihnen! Ich liebe Ruhe, Bequemlichkeit, Ordnung und gutes Essen zwei Mal des Tages, außerdem machte es mir Freude, meine hübsche Frau zu präsentiren — na, jeder hat ja sein Steckenpferd, und Eva ist mit mir recht glücklich gewesen, das können Sie glauben. Was geschehen ist, ist nicht zu ändern. Halten Sie die Frau gut, ich bin nicht mehr böse auf Euch Beide. Aber — hütet Euch vor meinem Bruder, Kinder. — Geht einzeln in die Fremde. — Er spionirt Euch wahrhaftig nach. Eva habe ich auch warnen lassen!"

Budlaken fragte nun, wo diese weile. Kruse wußte es nicht, vertröstete aber den jungen Mann auf den Judenknaben.

Kruse reiste ab. Der Spruch wurde gefällt und Budlaken vollkommen freigesprochen. Was sollte er nun beginnen? Fort von dieser Stadt, die ihm so unglückseliges Leid gebracht, das war fest beschlossen, allein wohin? Was wurde aus Eva, oder eigentlich, was war aus ihr geworden? Krusens Bruder war wirklich gekommen und hatte sich schwer geärgert über den Ausgang dieses so prächtig eingeleiteten Prozesses. Budlaken bemerkte sehr wohl, daß er seitdem beständig beobachtet wurde. Er beschloß, zu reisen, um dieser verhaßten Spionirerei zu entgehen.

Trübsinnig gedachte er seiner Frau, als er ihre Sachen ordnete und in einem Koffer mit sich zu nehmen beschloß. Der Moment trat vor seine Seele, wo

sie strahlend von Jugend, Schönheit und Glück in den Wagen stieg und ihre zauberhaft schönen Augen abschiednehmend zu ihm emporschlug. Eine bange Sehnsucht ergriff ihn — sein Herz pochte zum ersten Male in heißem Verlangen nach ihr, die er, leider fühlte er dieß, trotz ihres Vergehens noch zärtlich liebte. Der Tag verging ihm unter dem Wechsel von Sorge und Sehnsucht. — Er besorgte seine Pässe, kaufte einen Reisewagen, bestellte Postpferde und ging dann eben so trübe, wie er beim Packen gewesen war, wieder seinem Hause zu. — Ein Judenknabe trabte hausirend die Straße entlang. Wer beachtet einen solchen Knaben, wenn er auch noch so intelligent aussieht. Budlaken ging bei ihm vorüber.

„Kaufen Sie, gnädiger Herr. — Schöne Seife — schöne Zahnbürsten! Kaufen Sie!" Budlaken schüttelte ernst den Kopf. Der Knabe folgte ihm, seine Waaren preisend, bis zur Hausthür. Hier vertrat er ihm zudringlich den Weg, hielt ihm ein Stück Seife in einem brillanten Goldpapier entgegen und sagte ganz laut: — „Lesen Sie nur das Etiquett — ächt englisch! Aecht englisch!" —

Budlaken's Blick fiel gleichgültig auf das Paket — An Herrn von Budlaken — stand leserlich und von Eva's Hand darauf. Als hätte ihn ein Blitz getroffen, so durchfuhr es ihn. Rasch griff er darnach. — „Das Stück kostet vier gute Groschen", schrie der Knabe. Budlaken besann sich. Er war schon im

Rausche der freudigen Bestürzung nahe daran gewesen, fortzustürzen. Wer weiß, welches Lauscherauge hieraus Gift gesogen haben würde. Als er oben im Zimmer war, als er alle Fenster verhängt, alle Thüren verschlossen hatte, da brach er das Paket auf und lösete den Brief, der darin versteckt war, vorsichtig heraus.

Was ihm Eva schrieb? Wir wissen es nicht, denn dieser Brief kam nie zu den Acten. Aber wir wissen, daß Herr von Budlaken mehre Schriften verbrannte, auch diesen Brief, daß er ganz ruhig und gemessen am nächsten Tage abreiste mit Pferden aus der königl. Post, daß er, von Späherblicken verfolgt bis zur Grenze, ganz allein im Wagen saß und ziemlich zufrieden aussah und daß er seinen Cours nach Holland richtete. Dort fand er eine Dame, die er seine Gattin nannte. Zehn Jahre lebte er in Holland. Dann reichte er dem Könige des Landes, welches er sein Vaterland zu nennen befugt war, ein Gesuch ein, worin er um Einstellung aller Vorfolgung wegen des vor Zeiten verübten Betruges seiner Gattin bat, weil er beabsichtige, in sein Vaterland zurückzukehren. Er sei ein reichgesegneter Mann, ein glücklicher Gatte und Vater von fünf Söhnen, denen er sein theures Vaterland zur Heimath zu machen wünsche.

Das Gesuch fand ein gnädiges Gehör. Der König ordnete eine vollständige Begnadigung an und Budlaken kehrte zurück, um als Besitzer eines ansehn-

lichen Rittergutes in Mitten seiner Familie ein geachtetes Leben zu führen. Eva's Leben und Wirken zeigte, daß sie nur durch Liebe zu einem Fehltritte verleitet worden war, der in seinen gesetzlichen Folgen vernichtend auf ihr Glück hätte wirken können.

Ob Herr Ferdinand Kruse wieder geheirathet hat, können wir leider nicht berichten. Es ist anzunehmen, daß ihm die Lust dazu vergangen ist, als er die Erfahrung machen mußte, daß er zu alt und zu langweilig für junge Frauen war.

Frägt der Leser aber, wie es Frau von Budlaken gelungen war, sich der Verfolgung der Polizeibehörde zu entziehen, sich viele Monate unsichtbar zu machen und am Ende heimlich eine Reise nach Holland zu bewerkstelligen, so erwiedern wir: daß die Dame sich im Laden eines jüdischen Handelsmannes befand, als sie in dem vorüberfahrenden Wagen ihren früheren Gatten und seinen Bruder in der verrätherischen Begleitung des Polizeibeamten erblickte. Sie folgerte aus dieser Association richtig auf einen Angriff ihres neuen Verhältnisses, das sie nur durch ihre Schwindelei zum Ziele geführt hatte. Ihr Zustand bei dieser Entdeckung erregte das Mitleiden des Kaufmannes — die Dame war reich gekleidet und von vollkommen noblem Ansehen — und er mochte sogleich berechnen, daß sein Mitleiden ihm hier Vortheil bringen könne. Sein pfiffiger Sohn erhiet die Rolle des Boten — seine Gattin mußte für die Verpflegung der sicher ver-

steckten Dame sorgen und er selbst machte sich anheischig, sie ungefährdet nach Holland zu bringen. Die Dankbarkeit der Familie Budlaken legte dafür den Grundstein zu ihrem Wohlstande, als Alles wohl gelungen war.

4.

Eine zweite Mutter.

Der Leser wird sich der unglücklichen Mutter erinnern, die ihr höchstes Kleinod, ihr Kind, durch Mord in die Hände Gottes lieferte, wo sie es gut aufgehoben wußte. Wir stellen eine zweite Mutter neben diesem Bilde überschwenglicher Mutterliebe auf. —

Landhäuser tragen immer den Charakter der Friedlichkeit. Kommt man aus dem Treiben der großen und industriellen Stadt und sieht die Landhäuser mit ihren grünen Jalousien, umrankt vom wilden Wein und eingehegt von eleganten eisernen Geländern und Gittern, so möchte man darauf schwören, daß dort Ruhe und Friede, Wohlleben und Freude zur Tagesordnung gehören müssen.

Gehen wir aber hinein, so fühlen wir oft die

Täuschung beim ersten Blick. O, es herrscht auch dort menschliches Fühlen und Fehlen, bitterer Schmerz und dumpfe Trauer. Sie verschulden es aber oft selbst, was das Leben Drückendes auf ihre Seele geworfen hat.

Die Gitter eines großen Landhauses, nahe bei einer volkreichen Stadt, waren geschlossen — die Fenster von den grünen Läden verdeckt — die Balkone verlassen. Unter der Veranda saßen drei Kinder, zwei Knaben und ein Mädchen, von sechs, fünf und drei Jahren. Eine alte Frau führte die Aufsicht bei einer Tasse Kaffee und dem gemüthlichen Strickstrumpf. Die Kinder zeigten sich still und artig. Ein leichtes Geplauder über nichtssagende, den Kindern so höchst wichtig scheinende Sachen ging zwischen ihnen hin und her, bis der älteste Knabe Hugo plötzlich sagte:

„Wißt Ihr — der Vater kommt bald wieder!"

Das kleine Mädchen jauchzte, schlug in die kleinen Hände und rief: „Papa — kommen!"

„Sei still, Emma", flüsterte die Wärterin, welche von den Kindern Frau Hopsasa genannt wurde, aber Frau Hopsen hieß. „Mama schläft!"

„Nein" — sagte der kleine Erich mit bösem Gesichte, „Mama schläft nicht — lüge doch nicht, Frau Hopsasa — Mama geht in der Stube spazieren und weint!"

Frau Hopsen wurde roth im Gesichte.

„Wovon weißt Du denn das, Erich?“ fragte sie ganz leise.

„Ich seh's am Schatten an der Wand dort, daß sie hin und her geht — siehst Du, Hopsasa —“, antwortete der pfiffige Knabe, — „und daß sie weint, das höre ich ja.“

Die Frau schüttelte vielsagend den Kopf. „Wie will sie es vor dem Vater verbergen, wenn die dummen Kinder es bemerken“, murmelte sie vor sich hin. Dann stand sie auf, schritt nach der Thür, öffnete sie ein klein wenig und machte sie mit großem Geräusche wieder zu.

Sie hatte ihren Zweck erreicht — die Gestalt im Zimmer, welche bis dahin ruhelos hin und her geschritten war, stutzte, stand still und eilte dann unverzüglich in das daneben liegende Gemach.

Folgen wir ihr.

Es war eine junge, schöne Frau, die sich jetzt händeringend in einen Feauteuil warf und in ein krampfhaftes Schluchzen ausbrach. Ihre zarte Gestalt zitterte unter der furchtbaren Seelenmarter, die den Anlaß dieser Scene gegeben — das bleiche, schmale Gesicht war todtenblaß und verzerrt. — Sie lag wie bewußtlos eine kleine Weile still, nur das fortwährende Schluchzen zeigte, daß sie Leben hatte. Dann faltete sie ihre schneeweißen Hände, hob sie hoch auf zum Himmel und betete mit wahrer Inbrunst:

„Gott der Gnade — laß mich sterben — laß mich

sterben! Nimm mich fort von der Erde —! Ich sehe keine Hülfe -- ich sehe keine Rettung vor der Schande, laß mich sterben! Oder gieb mir nur Muth, daß ich mich selbst vernichte — gieb mir nur Muth zum Selbstmord, mein großer Gott —!" — Ihre Worte erstarben in einem Wimmern.

Nach einer langen Zeit richtete sie sich auf, trat vor ein Bild, das über einem Schreibtische hing, und sah es unverwandt an.

„Ob er vergeben würde?" flüsterte sie. „Rudolph — ob Du vergeben könntest? — Nein — er würde mich verstoßen — er würde mich dem Elende zurückgeben, aus dem er mich gehoben! Wie bin ich dazu gekommen, ihm solche Schmach zuzufügen —? Gott hatte mich verlassen. — O — mein Gott, tödte mich nun!"

Aber Gott ließ der unglücklichen Frau das Leben! Tage gingen vorüber in eben solcher Qual, wie wir geschildert haben. Ihr Gatte, dem sie in Liebe und Verehrung angehangen hatte, der sie aus der abhängigen Dienstbarkeit zu seiner angesehenen und glücklichen Gattin emporgehoben, von dem sie mit immer gleicher Liebe gehegt war, sollte von einer Reise zurückkommen, die ihn sieben Monate lang von seiner Frau und von seinen hübschen Kindern getrennt hatte. Und sie war während dieser Zeit in die Netze eines verführerischen Mannes gerathen, sie war gefallen und ihres Gatten unwürdig geworden.

Erst beim Empfange des Briefes, worin ihr Gatte ihr anzeigte, daß er England in wenigen Tagen verlassen und daß ihn ein nothwendiges Geschäft nur noch zwei Wochen in einer kleinen französischen Stadt aufhalten werde, erwachte sie aus ihrem Sündenschlummer. Sie verfiel in Verzweiflung! — Hätte sie zu ihrem Verführer unbedingte und heiße Liebe gefühlt, so wäre sie vielleicht im Wahnsinn ihrer Leidenschaft ihren Mutterpflichten ungetreu geworden, hätte die Schande nicht beachtet und hätte Zuflucht bei dem gesucht, der sie mit süßen Worten bethört hatte. Allein sie fühlte nur die Beschämung, vor ihren Gatten treten zu müssen, dem sie mit einer bessern Liebe zugethan war als dem Manne, der ihren Leichtsinn, ihre Einsamkeit und ihre Eitelkeit zu benutzen verstanden hatte!

Ihr Gatte sollte kommen! Die Knaben fragten: wann er käme?

Thränen erstickten ihre Stimme, als sie antwortete: „bald, sehr bald!"

„Mutter, dazu weint man doch nicht, wenn ein Papa wiederkommt und was Schönes mitbringt?" fragte der altkluge Erich.

Der Mutter stockte das Blut beim Tone dieser spöttischen, jugendlichen Stimme. Sie sah ihre Knaben verwirrt an — diese erwiederten den Blick. Die Verwunderung, womit sie den ganz abnormen Seelenzustand der Mutter zn betrachten schienen, sah sich

an, wie ein Spott, wie ein Hohn über ihre Unwürdigkeit. Die alte Frau Hopsen warf auch beiläufig warnende Bemerkungen hin — Alles dies wirkte zusammen.

Die junge Frau faßte sich gewaltsam, sie rang ihre Verzweiflung nieder und sah sich nach einem Auswege um.

Konnte sie nicht dem Gatten ihre Schmach verbergen? Warum nicht? Wer wußte darum? Niemand! Man hätte freilich Vermuthungen haben können — wer wollte ihr aber etwas beweisen?

Ist die Frau erst auf diesen Weg gekommen, so erwacht ihre Schlauheit, die ihrer Natur zu Grunde liegt. Sie paart sie mit List und fordert dann keck jede Meinung in die Schranken!

Frau Bertha weinte von nun an nicht viel mehr, sondern sie dachte und handelte. Sie ließ ihren Arzt zu sich bitten. Er fand sie krank — sie zählte an den Fingern ihre Leiden her —. Der Doctor schüttelte bedenklich den Kopf.

„Mein Mann kommt bald zurück, lieber Doctor — können Sie mich nicht herstellen bis dahin?"

„Sie hätten mich früher zu Rathe ziehen sollen, Madame", meinte der Doctor sehr ernst.

„Mein Gott, ich fand das Uebel durchaus nicht gefährlich! Bin ich wirklich krank, bester Doctor?"

„Ich finde mich veranlaßt, Ihnen aufrichtig zu gestehen, daß Sie wirklich krank sind."

„Muß ich denn zu Bett bleiben? Ach mein armer

Rudolph — er kommt heiter und froh und findet mich vielleicht gar nicht mehr am Leben!"

„So schnell endet es bei dieser Krankheit nicht", berichtigte der Arzt.

„Soll ich meinem Manne lieber melden, daß ich unwohl bin?" —

Der Doctor sann nach. „Es ist immer besser, dem Unglück nahebei in's Auge zu sehen, als von fern her darauf zuzugehen", entgegnete er dann. „Schreiben Sie ihm nichts. — Ich werde ihn in der Stadt erwarten und ihn nach und nach auf Ihre Krankheit vorzubereiten suchen." —

Die junge Frau faßte gerührt des Doctors Hand. „Wie gütig Sie sind. Bringen Sie es ihm nur schonend genug bei — machen Sie meinen Zustand nicht zu gefährlich — Gott hilft mir vielleicht noch einmal. Oder ist es unmöglich, daß ich wieder gesund werde?" Der Doctor zuckte die Achseln.

„Behalten Sie Muth. Bei Gott ist kein Ding unmöglich!" —

Als er sich entfernte, saßen die Kinder in der Veranda. Frau Hopsen trat ihm ängstlich entgegen und fragte: „Nun? Wie finden Sie Madame Stoof?" Ihr Auge drückte eine seltsame Spannung aus.

„Schlecht finde ich sie" — entgegnete der Arzt und stieß hart mit dem Stocke auf die Erde.

„Schlecht?" — lallte Frau Hopsen. Ihr Gesicht war aschfarbig geworden.

„Warum hat man mich nicht früher geholt? Nun soll ich helfen! Wie ist da noch zu helfen! Das junge Weib, dieses reizende Geschöpf, der Stolz ihres Gatten, geht drauf — in wenigen Monaten ist nichts mehr von ihr übrig als Staub und Asche! He — alte Hopsen — warum hat sie mich nicht früher benachrichtigt? — Was?“

Die Alte starrte den Doctor mit einem Gesichte an, in welchem die vollkommenste Dummheit ihren Stempel eingedrückt hatte.

„Nun — antworte sie mal? So dumm kann sie doch nicht gewesen sein, daß sie nicht längst schon gesehen hätte, mit ihrer Madame sei es nicht richtig — he!“

„Das habe ich freilich schon lange gesehen“ — stotterte Frau Hopsen.

„Warum hat sie mich denn nicht herausgeholt?“ polterte der Doctor.

„Was sollten Sie denn hier?“ fragte die alte Frau verwirrt.

„Helfen, alte Schachtel! Helfen. Vor drei Monaten wäre es noch Zeit gewesen. —“

„Ach nein — Herr Docter! Vor drei Monaten war's auch schon zu spät. —“

„Wann hat sie denn die ersten Zeichen bemerkt?“

„Gleich nach des Herrn Abreise ging's los. —“

„Donner — dann kann ich mich freilich nicht wundern, daß sich die Geschichte schon so weit ausgebildet hat.“ —

Frau Hopsen faltete ihre Hände und blickte kläglich gen Himmel.

„Wann denken Sie denn, Herr Doctor?“

„Ich gebe ihr noch drittehalb bis drei Monate —!“

„Was wird der Herr dazu sagen!“

„Er muß vorsichtig unterrichtet werden.“

„Ach — wer will das übernehmen! Ich, bei Leibe nicht!“

„Das verlangt kein Mensch von ihr, alte Hopsen. Ich selbst werde es thun.“

Die Alte wiegte traurig den Kopf von einer Seite zur andern.

„Herr Doctor, wer hätte das von unserer Madam gedacht“, flüsterte sie geheimnißvoll.

„Ja wohl! Aber daran kann sie wieder lernen, daß die süßesten Aepfel oft wurmstichig sind. Nun lebe sie wohl — behüte sie die Kinder besser, als ihre Madam!“ Mit diesen Worten ging er eilig davon.

Frau Hopsen setzte sich langsam auf ihren Stuhl nieder. Erich, der sehr aufmerksam dem ganzen Gespräch zugehört hatte, näherte sich ihr und legte seinen Kopf auf ihren Schooß. Die kleine Emma sahe dieß kaum, so verließ sie ihre Puppe und kletterte zu ihrer lieben Hopsasa hinauf, Hugo stand neben ihr und wickelte mit großer Ernsthaftigkeit einen Band um seinen Kreisel. Es lag eine sonderbare Traurigkeit über dieser hübschen Gruppe.

„Gehst Du fort, wenn Mama krank ist —?" fragte Hugo die alte Wärterin.

„Behüt' Gott, lieben Kinder", antwortete diese ganz erschrocken. „Ich verlasse Euch mein Lebtage nicht!"

„Warum sagte denn der Doctor, Du solltest uns besser behüten, wie Mama —?"

Frau Hopsen seufzte. In diesem Momente trat Madam Stoof aus ihrem Zimmer und sah durch die Glasthüren die kleine ernsthafte Gesellschaft. Ihr Gewissen schlug. Sie wollte hören, weshalb die Kinder so traurig aussahen. Ganz leise schlich sie an den Wänden entlang bis zur Thür, die nur angelehnt war.

Erich hob seinen Kopf in die Höhe und sah mit seinen klugen Augen den Bruder an, als wüßte er das ganze Geheimniß.

„Hugo — was Du einfältig frägst —" sagte er dann hastig. „Der Doctor meinte: Frau Hopsasa sollte uns nicht so spät in den Garten gehen lassen, wie Mama, damit wir nicht auch krank würden. Aber ich weiß wohl, ich weiß wohl!" Der kleine Bursche nickte wichtig mit seinem Lockenkopf.

Die alte Frau fühlte einen kalten Schauer an sich herniederrieseln bei diesen bedeutungsvollen Worten —. Was mochte nicht erst die schuldbewußte Mutter fühlen!

„Was weißt Du denn?" fragte Hugo halb spöttisch. Was Erich an frühreifer Schlauheit besaß, das konnte in gleichem Verhältnisse Hugo an Ernsthaftigkeit aufweisen.

„Ich weiß wohl, daß Mama immer noch im Garten ist, wenn es schon lange Nacht ist — ich habe es ja gehört —. Ich werde es Papa auch sagen, gewiß werde ich das —. Papa muß nicht leiden, daß Mama im Garten mit dem Onkel Stephan spazieren geht — davon wird sie krank und davon weint sie auch —!"

„Was sprichst Du für dummes Zeug, Erich" — unterbrach Frau Hopsen den geschwätzigen Knaben, der, wie eine in Gang gesetzte Windmühle, nicht wieder aufhören zu wollen schien. „Mama ist niemals des Nachts im Garten gewesen und Onkel Stephan ist niemals des Nachts draußen geblieben. Deine Mama ist krank, darum weint sie. Betet nur für Eure Mama, daß sie bald wieder gesund wird."

Hugo blickte mit bewegten Mienen auf die alte Pflegerin und Emma faltete gleich ihre Händchen, wie zum Gebete. Aber Erich warf seinen lockigen Kopf zurück und rief trotzig:

„Du glaubst es nur nicht — Hopsasa — Dir werde ich auch nichts mehr sagen — aber dem Papa will ich schon Alles erzählen — Alles — Alles!"

Unglückliches Kind! Was mochtest Du zu erzählen gehabt haben! Vielleicht ganz harmlose Kinderbeobachtungen!

Am nächsten Morgen kam ein Brief von Herrn Stoof. Er selbst wollte diesem Briefe in drei Tagen folgen.

Eine fieberhafte Unruhe ergriff Frau Bertha. Sie

schien in Freude und Jubel untergehen zu wollen. „Euer Vater kommt! Kinder, Euer guter, lieber Papa kommt! Seid Ihr denn nicht froh, ihn wieder zu sehen? Nicht wahr, Erich — Du hast den Papa gewiß lieb?" fragte sie heiter.

„Ja", antwortete Erich trocken. „Bist Du nun wieder gesund, wenn Papa kommt?"

„Ach, leider nicht, mein guter Knabe! Aber ich freue mich doch — es wird mit mir auch schon besser werden!"

„Heute weintest Du nicht, als Papa's Brief kam", meinte der Knabe altklug.

Ja — altklug! Er war zu klug — Frau Bertha mußte ihn ja fürchten!

Mittags aßen die Kinder eine Fleischsuppe, Eierkuchen und gekochte Kirschen. Sie aßen mit Frau Hopsen allein, so auch dieß Mal. Es schmeckte ihnen vortrefflich. Aber, wie gut erzogene Kinder zu thun pflegen, sie thaten des Guten nicht zu viel, sondern fügten sich ohne Murren, als ihre Wärterin ihnen sagte: es sei genug!

Und doch erkrankte Erich bald nach dem Essen. Er erbrach sich. Der Arzt wurde geholt.

Von Cholera wußte man damals noch nichts. „Es ist Brechruhr!" sagte der Doctor. „Lege sie den Knaben zu Bett, Frau Hopsen, und gebe sie fleißig Kamillenthee. Auch warme Steine und gewärmte Servietten kann sie anwenden!"

Frau Bertha lag auf dem Sopha, das sie nach Vorschrift des Arztes seit dem vorigen Tage nicht verließ.

„Was fehlt meinem Erich?“ fragte sie den Arzt.

„Er hat sich den kleinen Magen überladen — die alte Hopsen hat nicht aufgepaßt“, entgegnete der Doctor scherzend. „Morgen ist es wieder vorüber!“

Am andern Morgen war aber der schöne, vielversprechende Knabe todt! Einige Stunden darauf traf unerwartet Herr Stoof von seiner Reise ein. Er fand seine unglückliche Frau todtkrank und in Verzweiflung! — Rudolph Stoof war Kaufmann. Sein Einkommen war glänzend und jetzt hatte er noch eine Erbschaft in England erhoben, die ihn auch zum reichen Besitzer machte. Was aber nutzte es ihm, daß er ein Mann von einigen Tonnen Goldes geworden war?

Er war unglücklicher, als der ärmste Mann! Seit Erich's Tode war seine angebetete Gattin bettlägerig und den furchtbarsten Leiden verfallen. Ihr Gemüth schien zerrüttet — ihr Körper seiner Auflösung nahe. Rudolph Stoof hatte seine Gattin aus herzinniger Liebe gewählt. Sie war aus gutem Stande, mußte aber wegen ihrer Armuth ihre Existenz dadurch fristen, daß sie als Gesellschafterin oder Wirthschafterin vornehmen Damen beistand. Stoof lernte sie zufällig kennen — er liebte sie und bot ihr die Hand, obgleich seine Verwandten mit Hand und Mund dagegen eiferten. Bertha hing mit schwärmerischer Verehrung und Liebe an dem schönen und edlen Manne! Wie sie sich hatte verirren

können beim Andenken an die himmlisch reinen Freuden ihrer siebenjährigen Ehe, das weiß nur Gott allein!

Aber wir wissen, sie hatte Abwege betreten und war in Verzweiflung darüber! Stoof wußte dieß nicht. Er belauschte mit Thränen im männlichen Auge die Klagen seiner Gattin, wenn sie ihren Zustand beschrieb und den Leiden Worte gab, die sie innerlich erduldete. Er fragte alle Aerzte um Rath — er flehete sie um Beistand an — er beschwor sie, wenn sie kopfschüttelnd die Krankheit geprüft hatten, es an nichts fehlen zu lassen, um ihm die geliebte Gattin zu retten! Man ließ ihn merken, daß dieß Uebel nicht heilbar sei, daß jahrelange Leiden den Körper der wunderschönen Madam Stoof nach und nach so weit zerstören würden, bis eine Erlösung durch den Tod unausbleiblich sei.

Also keine Rettung! Keine Hülfe!

Nur Gott könnte helfen, aber auch dann müßte es durch ein Wunder geschehen! Und dieß Wunder geschahe!

Vier Monate war Rudolph wieder in seiner Heimath! Vier Monate hatte er mit Engelsfreundlichkeit und Geduld seine Gattin gepflegt. Ihre Leiden waren wechselnd gewesen — bald unerträglich, so daß sie in lauten Jammer ausbrach, bald so gelinde, daß sie mit liebevoller Heiterkeit den Kreis ihrer Lieben um sich sammelte. Ihr Gesicht war bleich, aber es verfiel nicht bedeutend — die Augen strahlten bisweilen in neuer Lebenslust und es kam öfter vor, daß sie sich

so weit vergaß und von ihrem Aufstehen aus dem Bette als von einer Sache sprach, die sich in kurzer Zeit von selbst verstünde.

Die Aerzte lächelten mitleidig — Herr Stoof gerieth in Entzücken bei solchen Andeutungen.

Frau Hopsen, eine jener seltenen, treuen Dienstboten, die immer zu rechter Zeit reden und schweigen können, hatte nach Ablauf des dritten Monats dem Doctor aufgepaßt und ihn verstohlen gefragt:

„Herr Doctor — wie ist's denn? Sie meinten ja in drittehalb bis drei Monaten." —

„Die Sache zieht sich länger hin, gute Frau. Es ist nicht immer egal, und da ich den Anfang nicht ganz genau weiß, so muß ich die Geschichte abwarten."

„Ach, ich möchte nur wissen, wann ungefähr? damit ich Alles bereit halten kann!"

Der Doctor brummte etwas über „kalte alte Weiber, die Leichenhemden nähen möchten", und sagte dann abweisend: „Halte sie bereit, was sie will, aber spreche sie nicht davon!"

„Behüte, wer wird über solche Geschichten eher sprechen, als es nöthig ist", antwortete Frau Hopsen.

Während der Zeit war der October in's Land gekommen mit seinen Winterprophezeiungen. Regentage wechselten mit prächtigem Herbstsonnenschein — Sturm mit lauer Luft.

Die Familie war um diese Zeit immer in die Stadt gezogen, aber diesmal weigerte sich Madam Stoof

und verschob den Entschluß, hineinzuziehen, von Tag zu Tag. Ihr gefälliger Gatte ging gern auf ihre Wünsche ein, obwohl ihm dadurch der Verkehr mit seiner Familie sehr erschwert wurde. Auf die dringende Bitte seiner Frau richtete er jedoch seinen zeitweiligen Aufenthalt im Landhause ganz nach dem Wetter und blieb bei besonders starkem Regen des Nachts in der Stadt.

Der Hausarzt stand der kranken Dame in solchen Anordnungen immer hülfreich zur Seite. Er vertrat gegen Herrn Stoof das Verlangen derselben: noch einige Wochen in Ruhe und ungestörter Stille auf dem Landhause verbringen zu wollen und schlug die unvermeidliche Unruhe eines Umzuges sehr hoch an.

Frau Bertha wurde noch alle Tage vom Bette auf's Sopha geschafft, und blieb nur dann in ihrem Schlafzimmer, wenn sie selbst es für nöthig erachtete. Es fiel nicht auf und wurde auch nicht als ein Beweis von schlechterem Befinden angesehen, wenn sie ihre Anordnungen nach ihren Wünschen darin traf. Einer gefährlich Kranken konnte man dergleichen Einfälle immer zu Gute halten.

In den letzten Tagen des Octobers suchte Madame Stoof auch den Arzt zu bereden, seine täglichen Besuche auf einen wöchentlichen zu beschränken. Seine ausgebreitete Praxis machte ihm überhaupt die tägliche Fahrt hinaus ziemlich beschwerlich und das sehr mißliche Wetter war auch eben nicht einladend. Er nahm

den Vorschlag seiner liebenswürdigen Kranken deshalb dankend auf, machte sie aber ernstlich verantwortlich, bei der geringsten Veränderung sogleich einen expressen Boten zu senden, und setzte seine Besuche von drei Tagen zu drei Tagen fort.

Während dieser Zeit geschahe es, daß Madame Stoof an einem Abende, — ihr Gatte war in der Stadt geblieben — die alte Frau Hopsen mit geheimnißvollem Wesen in ihrem Zimmer festhielt, als die Kinder zur Ruhe gebracht waren. Sie lag noch halb angekleidet auf ihrem Sopha — der Sturm tobte um das einsame Haus — der Regen rasselte hernieder und das welke Laub schlug, herabrauschend von den Bäumen, gespenstisch an die geschlossenen Läden. Die ganze Natur schien in Aufruhr!

Frau Hopsen trat an Madame Stoof heran, auf ihrem Arme das schneeweiße Nachtzeug derselben. Madam wehrte mit der Hand ab und fragte ganz gleichmüthig, aber mit seltsam leisem, wichtigem Tone:

„Gute Hopsen, haben wir nicht heute Neumond?"

Die Alte sann nach. „Es ist möglich, Madame! Ich werde im Kalender nachsehen."

„Thue das, liebe Alte, damit wir unserer Sache gewiß sind!"

Frau Hopsen kam gleich zurück, der Kalender in der Hand.

„Wirklich — Neumond, Madam", sagte sie bekräftigend.

„Wie günstig sich das trifft, liebe Hopsen! Denke Dir, daß ich beschlossen habe, ein sympathetisches Mittel gegen meine Krankheit anzuwenden."

„Gegen Ihre Krankheit?" fragte Frau Hopsen etwas erstaunt. „Da hilft ja keine Sympathie" — setzte sie einfältig hinzu.

„Warum nicht? Mir ist es angerathen, und da alle Aerzte mir nicht helfen können und ich mein Leben meiner Kinder und meines Mannes wegen gern erhalten möchte, so will ich auch dieß versuchen." —

Die Alte wiegte bedenklich den Kopf.

„Aber, gute Hopsen, Du mußt mir behülflich sein, bei der Ausführung!"

„Recht gern, Madam!" entgegnete diese kleinlaut.

„Du mußt schweigen können —!"

„Daß ich schweigen kann, habe ich Ihnen doch schon bewiesen. Sie werden wohl am besten wissen, daß ich nicht von Dingen plaudere, die mich nichts angehen. Hören und nicht hören — sehen und nicht sehen, ist mein Wahlspruch!"

Madam Stoof schrak unmerklich zusammen. Ein Gedanke schien ihr Inneres blitzartig zu durchfliegen. Sie legte die Hand an die Stirn — sie schien schwankend zu werden.

Aber die Noth mochte zu groß sein und sie zum Reden zwingen.

Ohne auf die Worte der alten Frau zu antworten, fuhr sie gefaßt weiter fort:

„Bei sympathetischen Mitteln ist die Hauptsache, wie Du weißt, von Niemanden gefragt, angeredet und gesehen zu werden — auch darf Einem nichts in den Weg kommen, was hinderlich wäre!“

Die Alte nickte wiederholt. Ihre Vorliebe für solche mysteriöse Mittel erwachte.

„Du hast weiter nichts zu thun, als die Glasthüren zur Veranda offen zu lassen, damit ich ungehindert hinaus kann —“

„Bei dem Wetter!“ rief Frau Hopsen dazwischen. „Das nehme ich nicht auf mich — das könnte Ihnen schaden!“

Die schöne, junge Frau ergriff lächelnd die rauhe, welke Hand der Alten und streichelte sie liebreich.

„Liebe Hopsen — möchtest Du mich wohl wieder so glücklich sehen, wie früher? Möchtest Du Deinem Herrn wohl eine gesunde Frau verschaffen? Sieh — ich habe alle meine Hoffnung auf diese Sympathie gesetzt — ich habe das feste Vertrauen, daß Alles schwinden wird, was mich krank und meinen guten Mann unglücklich macht —“

„Aber, Madam“ — unterbrach die alte Frau sie ziemlich ungestüm — „nehmen Sie mir's nicht übel“ — sie begann zu stottern und, in einer unglaublichen Verwirrung, ihren Gedanken endlich Worte zu geben: „Ihr Zustand ist ja ein ganz natürlicher — ein Mal leidet eine Frau mehr — ein Mal weniger — dieß giebt sich aber von selbst — da brauchen Sie keine

Sympathie anzuwenden — warten Sie doch ruhig Ihre Zeit ab!" —

Madam Stoof richtete sich während dieser Rede rasch und kräftig in die Höhe und starrte die alte Frau mit weit aufgerissenen Augen an. Dann sank sie wie gelähmt in das Sopha zurück.

Eine unerwartetere Entdeckung konnte sie nicht machen! Sie hatte gewähnt: Kein Mensch ahne ihre wirkliche Krankheit.

Aber nur einen Moment fühlte sie sich vernichtet. — Wenn die alte Frau auch früher klug genug gewesen war, dem Sachverhältniß auf die Spur zu kommen, so zeigte sie sich doch wenig mehr als dumm, daß ihr jetzt entgangen war, was sich in den letzten Tagen hier ereignet hatte. Dieser Gedanke hob ihren Muth und gab ihr die Möglichkeit an die Hand, sie völlig zu düpiren.

„Du irrst Dich wohl in der Art meines Zustandes, wie Du es nennst", begann Madam Stoof mit vollkommener Gelassenheit. „Meine Krankheit ist gefährlich und selten zu kuriren. Unser Doctor meint: sie käme nicht oft vor und sei nur heilbar, wenn man beim ersten Anfang Hülfe suchte. Kennst Du diese Krankheit, gute Alte"

Frau Hopsen sah ziemlich dumm und verblüfft aus.

„Sie wären also ordentlich krank?" fragte sie sehr verwundert.

„Denkst Du, daß ein Doctor täglich zu mir kom-

men würde, wenn ich nicht recht gefährlich leidend wäre? Ich weiß nicht, was Du meinst, aber ich kann Dich versichern, daß die Aerzte leider bedenklich sind! Mir ist immer zu Muthe, als wüchse mir ein Polyp am Herzen fest, der mein Herzblut aussauge. Der Doctor glaubt aber, es sei Herzbeutelwassersucht!" — Die Bestimmtheit, womit Madam Stoof diesen Bericht von einer Krankheit gab, welche Frau Hopsen in ganz andern Dingen gesucht hatte, vollendete ihren Sieg.

„Ach du lieber Gott, Madam — davon sind Sie also so stark im Leibe geworden" -- rief die alte Frau in dem Tone des größten Mitleids, „ich habe ganz etwas Anderes gedacht!"

„Was hast Du denn gedacht, alte gute Hopsen?" fragte Madam Stoof mit liebreichem und unschuldigem Tone.

Die alte Frau schämte sich plötzlich ihres Verdachtes. Sie beantwortete die Frage nicht. Ihr Ideenkreis war zu klein, um irgend eine passende Lüge hergeben zu können, also schwieg sie lieber und that damit der jungen Frau den größten Gefallen.

Während der kleinen Pause, die in ihrem Gespräche eintrat, flogen die Gedanken der Frau Hopsen pfeilschnell von einem Gegenstande zum andern und es wurde ihr zu ihrer wachsenden Beschämung immer gewisser, daß sie sich schmählich geirrt habe und von einer falschen Vermuthung zur andern gelangt sei. Sie

bedachte, daß der Mann, den der liebe, kleine Erich mit dem Namen „Onkel Stephan" bezeichnete, doch gar zu kurze Zeit seine Besuche ungebürlich ausgedehnt hatte, daß er später selten wiedergekommen und von der Madam sehr kühl empfangen sei. — Sie bedachte, daß der Zeitpunkt nun jedenfalls vorüber sei, wo die Folgen einer zu vertraulichen Freundschaft zwischen diesen beiden Leuten hätten an's Tageslicht kommen müssen. — Sie bedachte, daß der Doctor sie gar nicht verstanden hätte — eben so wenig, wie sie ihn — und daß seine Worte von ihr ganz falsch ausgelegt seien. — Sie bedachte, daß ihr Herr, als ein erfahrener Ehemann, doch einen Zustand hätte bemerken müssen, der mit jeder Woche verrätherischer zu werden pflegt und daß sein ganzes Betragen gegen seine Gattin keine Spur von Erkaltung, von verdächtiger Reizbarkeit und verzeihender Nachsicht zeigte, die bei solchen Verhältnissen ganz sicher hätten vorwalten müssen. — Also, sie hatte sich geirrt!

Gott sei Lob und Dank, daß sie sich geirrt hatte!

In der Freude ihres Herzens war sie nun mehr, als je, geneigt, ihrem Hange zu dem mysteriösen Aberglauben zu folgen und der armen, verkannten Herrin die Hand zur Ausführung der sogenannten Sympathie zu bieten. Sie entfernte alle Hindernisse, schickte die Köchin zu Bette, besorgte schweigend die nöthigen warmen Kleidungsstücke, Mantel, Ueberschuhe und dergleichen mehr und förderte jetzt mit derselben Sorgfalt

ein Werk, das ihre junge Herrin dem Sturm und Nachtgraus Preis geben mußte, als sie erst dagegen geeifert hatte. Wer seine Hoffnung auf solche Mittel gesetzt hat, der muß auch den Gang zu einem Kreuzwege in der grausigen Mitternachtstunde nicht scheuen. Für die alte Frau hatte dieser Glaube eine heiligende und stärkende Kraft, darum fürchtete sie auch nichts für ihre Dame. Sie lag gläubig auf ihren Knieen und betete sinnlose Sprüche, wie sie zu solchen Sachen zugehören, als sie den leisen wankenden Schritt derselben vernahm und er in der Nachtstille noch lange im Rascheln des Laubes zu ihr drang.

Wie war dieß junge Herz doch so muthig, um ihr Leben und dadurch das Glück ihres geliebten Gatten zu retten! In die düstere, wüste Nacht hinaus — um Mitternacht — unter dem Heulen des Sturmes zwischen den gespenstisch umherwirbelnden Blättern der Bäume!

Die gute Alte athmete froh auf, als sie nach einer langen Zeit den leisen Schritt wieder vernahm! Den Schlüssel im Schlosse — mit einem dreifachen Kreuze — umdrehend, ein seltsames Gebet dazu murmelnd und, ohne aufzublicken, in ihr Bett kriechend — das war der Schlußstein ihrer Funktionen bei diesem nächtlichen Spuk, worauf sie mit altgläubigem Vertrauen bauete. Sie schlief mit dem Bewußtsein ein: ihre Herrin gerettet zu haben!

Am Morgen nickten sich beide Frauen im Einver-

ständniß zu und Madam Stoof flüsterte mit hellen, frohen Blicken:

„Du sollst sehen: es hilft! Ich fühle mich unbeschreiblich wohl und leicht!" —

Von diesem Tage an schien das Glück und die Freude wieder einzukehren in das Stoof'sche Haus. Der Doctor jubelte wie ein Jüngling und sprach von eclatanten Erfolgen seiner Medicamente. Frau Hopsen ging schmunzelnd im Hause umher und sah etwas stolz aus. Herr Rudolph Stoof war unzertrennlich von seiner Gattin, die von Tage zu Tage kräftiger wurde und schöner aufblühete. Nur der gelegentliche Gedanke an den seligen Erich, der des Vaters Stolz gewesen war, von dessen Klugheit er ungeheure Resultate erwartet hatte, trübte das erwachende Glück auf kurze Momente. —

Das Wetter wurde noch einmal sehr schön. Wolkenlose Bläue lag über den herbstlichen Fluren und die Sonne schien mit sommerlichem Glanze, als der glückseelige Stoof seine angebetete Bertha in der Veranda auf und ab führte, um sie die lang entbehrte frische Luft einathmen zu lassen. Friede, Freude und Ruhe war überall! Wie hätte man den Keim zu einem nahen Unglücke da ahnen können.

Madam Stoof wollte sich einige Minuten im balsamischen Hauche der Herbstluft aufhalten. Frau Hopsen brachte einen Sessel.

Da saß sie endlich, endlich wieder, die reizende

Herrin dieses Hauses! Ihr schönes Gesicht war von einer leichten Röthe überhaucht — ihr Auge strahlte in Liebe und Güte. Sie liebkosete ihren freundlichen Kindern, die sich ihr freudig anschmiegten — sie küßte in einer Ueberwallung ihrer Gefühle die Hände ihres Gatten, als er ihr einen Schleier schützend über das Haupt warf.

Frau Hopsen saß mit dem unvermeidlichen Strickstrumpf und betrachtete entzückt die kleine Gruppe. Sie dankte Gott, daß sie damals geschwiegen hatte — sie war jetzt gänzlich beruhigt, — die Gestalt der jungen Frau belehrte sie, daß sie sich ganz und gar mit falschen Vorstellungen beunruhigt hatte. — Das sympathetische Mittel hatte sein Wunder vollbracht.

Wir sind jetzt gezwungen, unsere Feder einer Schilderung zu leihen, welche das Herz der gefühlvollen Leserin empören wird; aber sie mag es uns nicht anrechnen, daß wir diese Scene wortgetreu wiedergeben. Es liegt im Interesse unserer phychologischen Darstellung, das Bild einer Mutter zu vervollständigen, wie sie von ihren eigenen Kindern die Strafe gräßlicher Verirrungen empfing.

Hugo und Emma liefen in den Garten hinaus, während die drei Personen, welche wir in behaglichem Stillleben verließen, von der Schönheit des Herbsttages zu plaudern begannen und Pläne für den Winter machten.

Ein großer Hund, der zur Bewachung des Hauses

diente, aber wegen seiner großartigen Gutmüthigkeit ungehindert im Garten und Hause umherschweifen konnte, lief den Kindern nach. Er war oft ihr treuer Spielgefährte und namentlich Erich's bester Freund gewesen. Eine halbe Stunde verging. Plötzlich schrieen die Kinder auf. „Tiras! Tiras! Was hast du denn da?"

„Den Kindern geschieht doch nichts?" fragte Madam Stoof besorgt. Frau Hopsen stand eilig auf, um sich zu ihnen zu begeben.

„Frau Hopsasa, sieh mal, was der Hund da hat" — schrie Hugo und folgte, seine Schwester an der Hand haltend, fast athemlos dem großen Hunde, welcher spornstreichs durch den Garten lief und ein ungestaltetes blutiges Etwas hinter sich schleppte.

Im Nu — in einer Spanne Zeit, die kaum zu bezeichnen ist, entwickelte sich das tragische Bild, das wir jetzt vor uns sehen.

„Halt — Tiras —!" befahl Herr Stoof. Der Hund stand. Mit den Zähnen zerrte er den Gegenstand in die Höhe — Hugo trat mit der dreisten Neugier des Knaben heran und bückte sich — Frau Hopsen starrte einen Moment auf diesen fürchterlichen Gegenstand, wankte und fiel mit dem Entsetzensschrei „Allmächtiger Gott!" auf den Boden nieder, in demselben Moment, wo Hugo ein weißes Tuch von der Erde aufhob, das sich von der schnellen Bewegung davon abgelöset hatte und ausrief: „Mama's Taschentuch!"

Herr Stoof wendete sich schaudernd ab: „Eine Kinderleiche! Eine blutige Kinderleiche!“ murmelte er. Madam Stoof saß wie ein Steinbild da — sie hatte das Bewußtsein nicht verloren!

Wir sind am Ende unserer Geschichte. Es bleibt uns weiter nichts zu erörtern übrig, denn die Krankheit mit ihrem Komödienspiele ist erklärt und die Nothwendigkeit, im Dunkel der Nacht hinaus zu gehen, um sich des Neugebornen, sogleich mit der zarten Hand gedämpften Kindes, vollends zu entledigen, leuchtet uns ein. Da es aber manchem Leser problematisch bleiben möchte, daß sich in einer sonst guten und außerdem so überaus zartgebaueten Frau ein so fürchterliches Verbrechen der Energie ausbilden konnte, so lassen wir einige Momente ihres Eingeständnisses folgen. Wir finden darin den Verdacht bestätigt, daß sie ihres eigenen Bestens wegen dem kleinen Sohne Erich auch Gift gemischt hatte.

„Der Gedanke an meine Schmach und Schande peinigte mich über alle Begriffe und brachte mich zur Verzweiflung!“ sagte sie zu ihrem Richter. „Ich beschloß schon damals: mein Kind, das sein Dasein meiner Untreue verdankte, zu morden und es heimlich zu vergraben. Ich konnte mich nicht entschließen, das Leben an der Seite meines Gatten zu verlassen, lieber wollte ich das Kind der Schande — opfern. Es glückte mir, meinen Arzt zu täuschen — es gelang mir, meinen Gatten zu täuschen! Aber ehe ich diese für mich

so glückliche Wendung meines Geschickes erfuhr, hatte ich in meinem zweiten, fünfjährigen Sohne Erich einen furchtbaren Feind — einen Ankläger, einen Spion entdeckt. Wie der Knabe zur Kenntniß meines strafwürdigen Verhältnisses mit Stephan gekommen ist, weiß ich nicht — aber er schien sehr, sehr viel davon zu wissen. Ich gab ihm Fliegengift, mit Zucker und Zitrone gewürzt, zu trinken, als er einen Moment bei mir allein war — und mein Knabe starb! Als er todt war, ergriff mich Verzweiflung! Ich machte mir Vorwürfe, nicht erst nach seinem Wissen geforscht zu haben — vielleicht war es nur Großprahlerei gewesen — er litt an diesem Fehler. Die Zeit und die stete Angst um meinen Zustand löschte die Qual dieses Gedankens. Endlich rückte meine Stunde heran — ich gebar ohne Hülfe — ohne zu zucken, mein unglückseliges Kind — ich legte meine rechte Hand so lange um den kleinen Hals, bis es steif wurde, und dann wickelte ich es mit allem Uebrigen, was eine Entbindung mit sich bringt, in einen Rock von mir. Drei Tage habe ich die kleine Leiche neben mir im Bette gehabt — des Nachts habe ich reine Wäsche angezogen und die schmutzige im Ofen verbrannt — mein Mann blieb während dieser Nächte in der Stadt — nun galt es nur noch, die kleine Leiche, welche einen fauligen Geruch zu verbreiten begann, fortzuschaffen. Ich trug sie allein bis zu einer tiefen Grube, die am Ende unsers Gartens angelegt war, um welkes Laub und sonsti-

gen Unrath zu sammeln. Ich wußte, diese Grube wurde nie gereinigt — ich suchte ein Loch hinein zu machen — nahm alle Wäsche, womit ich das Kind umwickelt hatte, von demselben ab, um jede Entdeckung zu verhüten — muß aber das feine Taschentuch nicht mit gefaßt haben, so daß es mit in die Grube gekommen ist. Ich deckte, so gut ich es vermochte, die ganze Grube mit zusammengerafftem Laube zu, trat dieß fest und entfernte mich in dem festen Glauben, daß dieß Geheimniß auf immer begraben sei. Gott wollte mich unnatürliche Mutter aber strafen —! Er sei mir Sünderin gnädig!"

Frau Hopsen verfiel nach dem gehabten Schrecken, der sie zur Erde warf, in ein Fieber, das sie langsam aufzehrte. Sie wurde in einer Stunde recht klaren Bewußtseins verhört und sagte das aus, was wir bereits erzählt haben. Als sie hörte, daß Erich, ihr kleiner kluger Erich, auch den Tod aus der Hand der Mutter empfangen hatte, da fiel es ihr wie Schuppen von den Augen und sie erinnerte sich sogleich der altklugen Anklage, die der arme kleine Bursche am Tage vor seinem Tode vorgebracht hatte.

Der Jammer brach das Herz der guten alten Frau, die ihr Leben für das Wohl dieser Familie gegeben haben würde.

Hugo erzählte nach den Fragen des Richters mit ernsthafter Sicherheit: „Er sei mit seiner Schwester in den Garten gelaufen und sie wären Beide sehr ver-

gnügt gewesen, daß ihre Mama wieder gesund geworden sei. — Wir liefen bis an das eiserne Gitter, fuhr er fort, wo die Grube ist, in welche der Gärtner Alles hineinwirft, was Unreines im Garten gefunden wird. Ich warf einen Stein in die Grube und hetzte Tiras darauf, um ihn in die Grube fallen zu sehen. Er ist immer so ungeschickt, wenn er springt. Tiras kam aber nicht wieder heraus, deshalb trat ich näher heran an's Loch und sah, daß er mit den Vorderfüßen heftig scharrte. „Such, Tiras — such, mein Hund!" schrie ich nun, um ihn zu necken. Meine Schwester Emma wollte es nicht leiden — sie fing an zu weinen und sagte: Tiras solle heraus kommen. Ich rief aber immer „such, Tiras!" Endlich faßte der Hund etwas mit den Zähnen, zog es empor und schlenkerte es wüthend hin und her. Nun wurde mir auch angst und ich schrie: „Tiras! komm! Tiras!" Er sprang heraus, hatte aber das in der Schnautze behalten, was er gefunden hatte, und lief immer vor uns her bis zur Veranda. Da sah ich das Tuch von Mama, was sich beim Laufen des Hundes abgewickelt hatte und das ganz blutig war."

Der unschuldige Knabe wird hoffentlich nie erfahren haben, zu welchem tragischen Ereignisse sein kindlicher Uebermuth Veranlassung gegeben hat.

Herr Stoof entfernte sich sofort nach diesen nothwendigen Erklärungen aus der Stadt und schlug mit seinen Kindern in fernen Landen seinen Wohnsitz auf.

Er hatte sich nicht entschließen können, die Frau wieder zu sehen, welche sein Lebensglück mit so leichtsinniger Hand zertrümmern konnte. Sein tief gebeugtes Wesen verrieth, daß er unheilbar verwundet war.

Die unglückliche Sünderin wurde zum Tode verurtheilt. Kurz vor Vollstreckung dieses Urtheils zeigten sich Spuren von Irrsinn bei ihr. Das Gesetz unsers Landes berücksichtigt einen solchen Geisteszustand. Man modificirte das Urtheil. Madam Stoof wurde in eine Irrenanstalt gebracht und nach einigen Jahren, ziemlich von ihren Wahnbildern kurirt, zur lebenslänglichen Zuchthausstrafe in eines der Zuchthäuser abgeliefert, wo dergleichen Kranke unter specieller ärztlicher Aufsicht stehen. — Die Bilder ihres ehemaligen Glückes werden sie stets umschwebt und ihr auf Erden die Strafe bereitet haben, welche ihr grausames, selbstsüchtiges Handeln verdient hat.

5.

Ein Kampf zweier Damen.

Wir hoffen, daß der nachfolgende Proceß, welcher nicht aus der criminalistischen Praxis geschöpft ist, in psychologischer und juristischer Hinsicht Interesse genug darbieten wird, um den Leser für eine kurze Zeit zu fesseln. Wir haben uns deshalb entschlossen, ihn für diese Blätter zu bearbeiten. Es sind viele Jahre darüber hingeflossen — von den betheiligten Personen lebt Niemand mehr, also stehen wir nicht an, fast wortgetreu die Ereignisse darzustellen, welche Veranlassung zu demselben gaben. Nur die Namen werden wir, wie wir schon einmal erklärten, aus Grundsatz verändern. —

In einem Hause am Markte einer hübschen Gar-

nisonstadt lehnte eine Dame im Fenster und sah mit sichtbar gespannter Aufmerksamkeit über den Marktplatz hinweg.

Ihr Gesicht war hübsch, aber in einer Art, wie es weiblichen Zügen nicht zum Vortheil gereicht. Entschlossenheit und Eigenwille charakterisirten die markirten Lineamente, welche jetzt vom Reize der Jugend umflossen waren. Wenn das Alter diesen Reiz hinweg nimmt, so pflegen solche Gesichter als Typus des Xantippenthums zu gelten.

Die Dame war aber noch jung und blühend, also noch schön, obwohl ihr Auge jetzt schon vor Ungeduld sprühete und die schmale Stirn sich vor Verdruß in vielen Falten zusammenzog.

Plötzlich sprang sie zurück vom Fenster und ging hastig im Zimmer auf und ab. Jede Bewegung verrieth die höchste Aufregung — sie schritt zur Thüre, sie horchte dort. Sie kehrte wieder um und durchlief das Zimmer von Neuem. Endlich, als sich ein Geräusch draußen hören ließ, stand sie mitten im Zimmer still. Mit emporgehobenem Kopfe, fast theatralisch ihre Unruhe bezwingend, stand sie da — die Thür öffnete sich — ein Dienstmädchen erschien auf der Schwelle, einen Brief in der vorgestreckten Hand haltend.

„Nun!" herrschte die Dame das arme Mädchen an, als es einen Moment vergebens nach dem rechten Worte suchte und schüchtern zu ihr aufblickte.

„Eine Empfehlung vom gnädigen Fräulein von

Guttenberg", referirte sie fast zitternd — „und das gnädige Fräulein könnte sich auf nichts einlassen."

„Auf nichts einlassen?" wiederholte die Dame mit so scharfem Accente, daß das Mädchen erschrocken so weit wie möglich zurückwich.

„Gib her, was hast Du da?" setzte sie dann hinzu, nach dem Briefe greifend, den sie ihr immer entgegen hielt. „Was? Mein eigner Brief? Sie hat ihn nicht gelesen?"

„O ja", berichtete das Mädchen, „das gnädige Fräulein hat ihn in meiner Gegenwart gelesen, hat die Oblate wieder darauf gedrückt und mir dann bestellt: sie könne sich auf nichts einlassen."

„Gut — Du kannst gehen", beschied die Dame sie kurz.

An der Eilfertigkeit, womit diesem Befehle nachgekommen wurde, konnte man annehmen, daß bei etwaigen Veranlassungen die Nähe dieser Dame lieber gemieden, als gesucht werden möchte. Die Ungeduld und Heftigkeit solcher Charaktere geht leicht zu handgreiflichen Extravaganzen über, welche mit allem guten Willen nicht wieder redressirt werden können.

Die Dame ging noch einige Male sehr schnell im Zimmer auf und ab, warf von Zeit zu Zeit einen Blick in den Spiegel, ordnete an ihrem Haarputze und an ihrem Anzuge und schien innerlich beschäftigt, auch ihre Gedanken zu ordnen.

Entschlüsse hatte sie schon gefaßt, das gewahrte

man im Ausdrucke ihrer Gesichtszüge. — Sie verlor das Gespannte in ihren Bewegungen und die ungraziöse Hast. Endlich warf sie ein Tuch um ihre schlanke, schöne Gestalt, setzte einen Hut auf und zog Handschuhe an. Alles mit einer gewissen Bedächtigkeit. Dann ging sie ganz gemessen und ruhig die Treppe hinab und rief dem Dienstmädchen zu:

„Wenn meine Tante nach mir fragen sollte, so sage ihr, ich sei zu meinem Bräutigam gegangen." —

Das Gesicht des Mädchens bei dieser Bestellung verrieth, daß sie froh war, nicht der Bräutigam zu sein.

Sie allein wußte, weshalb ihre Dame es nöthig fand, zu diesem unglückseligen Bräutigam zu gehen. — Folgen wir ihr! —

Der Königlich preußische Lieutenant Friedrich von Prittwitz saß in der gemüthlichsten Stimmung und in allerbequemstem Haushabite auf seinem Sopha, nicht im Mindesten des Besuches gewärtig, der ihm von dem Fräulein Friederike Hartmann zugedacht war. Die Zeit der Cigarren waren damals noch nicht erschienen, deshalb sehen wir ihn, vom allerdicksten und übelriechendsten Tabaksqualm umschleiert, eben im Begriffe, eine neu gestopfte Pfeife von ziemlichem Umfange anzurauchen, um den alten Tabaksrauch womöglich mit dem neuen zu vertreiben oder wenigstens zu verdichten. Der ansehnliche Meerschaumkopf qualmte auch im Nu wie ein Zuckerfabrikenschornstein und es ließ sich erwarten, daß nun nach wenigen Secunden

keine menschliche Figur mehr aus dem Dunste heraus zu finden sein werde. Aber eine menschliche Stimme durchbricht auch den dicksten Qualm. Ganz erschrocken fuhr der arme königlich preußische Lieutenant in die Höhe als er plötzlich die Stimme Friederikens vernahm, welche mit den Worten den Dampf durchschnitt und sich ohne Weiteres in seine Nähe setzte:

„Es thut mir leid, Dich stören zu müssen, Friedrich, aber da Du meine Briefe nicht beantwortest und Dein gnädiges Fräulein mir sie sogar unbeantwortet zurücksendet, so muß ich mich selbst zu Dir bemühen!"

Der Lieutenant stammelte eine Entschuldigung wegen des Tabaksrauches und wegen Unordnung seiner Toilette.

„Thut Alles nichts", gab Friederike gelassen zur Antwort. „Ich werde von dem Rauche nicht gleich ersticken und Deine Toilette will ich übersehen. Ich werde mich übrigens beeilen und Dich nicht lange stören." —

Herr von Prittwitz gehörte aber zu den Herren, welche nie den Anstand gegen Damen aus den Augen setzen. Ihm war es unendlich peinlich, in seinem derangirten Anzuge, inmitten der wahrhaft burschikosen Unordnung eines Jungesellenlebens, eine Dame bei sich sehen zu müssen, welche zwar durch Verhältnisse nahe zu ihm zu stehen schien, allein gerade durch besondere Umstände seine Situation zur Verzweiflung erhöhte.

Fräulein Friederike Hartmann ließ sich seine Stim-

mung und seine sichtlich verlegene Haltung gar nicht anfechten. Mit Entschluß nahm sie einen Stuhl, rückte ihn ganz nahe an das Sopha und sagte determinirt:

„Nimm nur Deinen Platz wieder ein, Du bist ja kränklich —! Nun, Fritz, beantworte mir meine Fragen kurz und bestimmt, dann kommen wir zum Ziele, und Du wirst mich um so eher los. Man sagt: Du habest Dich vorgestern Abend wirklich mit Fräulein von Guttenberg verlobt. Ist das wahr?"

Herr von Prittwitz zog die Achseln in die Höhe. Seine Miene drückte zwar noch immer Verlegenheit, aber doch auch die bestimmte Meinung aus, daß sie dieß Ereigniß habe erwarten können.

„Du weißt recht gut, Fritz, daß Du Dich nicht verloben kannst, so lange ich Rechte auf Dich habe. Du hast mir mit diesem Ringe und mit Deiner feierlichen Bewerbung um meine Hand ein rechtmäßiges Eheversprechen geleistet", sprach Friederike mit ganz gemäßigtem Wesen, das eher Kälte als Wärme verrieth. Den goldenen Ring hatte sie vom Finger gezogen und drehte ihn, wie im Spotte, dicht vor der Nase des stummen Mannes herum. Ihre Miene dabei grenzte an Unverschämtheit.

„Nun, was sagt mein gnädiger Herr Bräutigam zu meiner Auseinandersetzung?" fragte sie naseweis.

Herr von Prittwitz hielt es für gut, seine Sprache einigermaßen wieder zu finden.

„Deine Auseinandersetzungen sind mir nicht neu, Friederike — ich kenne sie von früher genau und Deine letzten zwei Briefe haben mich nicht in Ungewißheit lassen können, daß Du Ansprüche darauf gründest. Allein was hilft das Alles! Ich wiederhole Dir, was ich Dir seit mehren Wochen immer von Neuem gesagt habe: ich habe Bertha von Guttenberg lieb und habe mich nun mit ihr verlobt. Da Du ganz ohne Vermögen bist, so würden wir nie den Consens zu einer Verheirathung erhalten, also —"

„Das hast Du früher auch gewußt", brausete Friederike dazwischen.

„Ja, ich habe es gewußt, habe es aber im ersten Rausche unserer Bekanntschaft und sehr schnell darauf folgenden Verlobung nicht bedacht, und ich glaube, es muß Dir lieb sein, daß ich ehrlich und offen sogleich meine Gefühle gegen Dich erklärt habe, als der ewige Hader und Streit zwischen uns meine Liebe zu Dir weichen machte. Jetzt habe ich Bertha von Guttenberg lieb gewonnen und nach Deiner immerwährenden Unzufriedenheit mit mir zu schließen, muß Dir's angenehm sein, unser Verhältniß gelöst zu wissen!"

Fräulein Friederike lachte höhnisch auf: „Weswegen sind wir denn in Streit gekommen, gnädigster Herr Lieutenant? Bloß des gnädigen Fräuleins wegen."

„Das mag sein! Aber ich gestehe Dir, Friederike, daß ich erst jetzt eingesehen habe, wie wenig Du für mich kränklichen und ruhigen Mann passest."

„So? Das gnädige Fräulein paßt besser für Dich?" —

„Ja —! Sie ist freundlichen und ruhigen Sinnes — sie ist geduldig und wohlerzogen —"

Als hätte eine Natter sie gestochen, mit Geberden voll ungezügelten Zornes sprang Friederike auf, faßte den Arm des erschrockenen jungen Mannes und schüttelte ihn dermaßen, daß ihm die Pfeife, welche er zwar hatte ausgehen lassen, aber noch in der Hand hielt, mit Krachen zur Erde stürzte und in tausend Splittern zersprang.

„Sage das noch ein Mal, ein einziges Mal, Mensch" — sprudelte sie wüthend hervor — „wohlerzogen — wie wohlerzogen? Hochwohlgeboren wolltest Du wohl sagen, Du erbärmlicher —"

Herr von Prittwitz trat mit stolzerhobenem Kopfe vor sie hin.

„Schweige! — Ja — Du hast Recht, Bertha ist Hochwohlgeboren und Hochwohlerzogen — Beides fehlt Dir!" —

Den Wuthausbruch zu schildern, welcher nun erfolgte, unterlassen wir, weil er das Gefühl des Lesers verletzen und in seinen Beleidigungen den Mann compromittiren würde, der das beklagenswerthe Opfer einer übereilten Verlobung war!

Es genüge zu sagen, daß das junge Mädchen in dem Zustande gänzlicher Unzurechnungsfähigkeit zuerst ein kostbares Trinkglas ergriff, dem Lieutenant zu Füßen

warf und eben Anstalt machte, einige andere kostbare Porzellangegenstände demselben Schicksale zu opfern, als es sehr hörbar an die Thür pochte und gleich darauf ein zierliches Kammermädchen eintrat, die diese Scene mit dem Blicke höchster Verwunderung betrachtete. — Dienstboten vornehmer Herrschaften wissen sich aber merkwürdig zu beherrschen. — Das Kammermädchen machte gleichmüthig ihren Knix und überreichte mit einer Empfehlung ein Briefchen ihrer Herrschaft, des gnädigen Fräulein Bertha von Guttenberg.—

Herr von Prittwitz brach das Couvert und bestellte mit Anstand und vollkommen ruhiger Haltung: — „Sagen Sie nur, ich würde sogleich kommen und den Damen aufwarten." —

Das Kammermädchen entfernte sich mit unzweideutig spöttischen Seitenblicken auf Fräulein Friederike und warf beim Hinausgehen die Augen auf die Splitter und Scherben, die an der Erde lagen, mit einem Ausdrucke, welcher verwundender für ein zartfühlendes Weiberherz hätte sein müssen, als Worte. Aber Friederike war schon abgehärtet gegen den Tadel, der sich nur durch Verachtung in Blick und Geberde verräth. Als sich die Thür hinter dem Mädchen geschlossen hatte, trat sie heftig mit dem Fuße auf und sagte: „Du wirst nicht gehen!"

„Jedenfalls werde ich sogleich zu meiner Braut gehen", entgegnete Prittwitz kaltblütig.

„Ich rathe es Dir: nicht zu gehen", rief sie ge-

reizt. „Ich werde Dich verfolgen — ich werde Dir nachschreien." —

„Damit würdest Du Dich am meisten blamiren und mir den großen Gefallen erweisen, in den Augen des Publikums gerechtfertigt zu erscheinen, ohne Erklärungen von meiner Seite, weswegen es nöthig war, unser Verhältniß zu lösen."

Friederike biß sich auf die Lippen. Sie fühlte sich geschlagen.

„Du erlaubst, daß ich mich zurückziehe, um Toilette zu machen", setzte der junge Herr sehr höflich hinzu. — Friederike antwortete nicht. Der Lieutenant zog die Klingel. Friederike stand unbeweglich am Fenster in einem unbeschreibbaren Zustande stillen Zornes, der vergeblich nach irgend einem Gegenstande suchte, woran er sich auslassen konnte.

Der Bediente des Herrn von Prittwitz erschien mit einem gefüllten Waschbecken. Das Fräulein sah ein, daß es für sie kein Mittel mehr gäbe, ihren Rückzug zu verschieben — der Bediente stand und betrachtete sie mit unverschämter Freundlichkeit. Prittwitz griff nach dem Waschbecken und sagte mit dem äußersten Anstande und mit der äußersten Ruhe, die Anwesenheit des Bedienten berücksichtigend:

„Mein Fräulein, Sie entschuldigen mich wohl!"

Friederike verstand diese zartsinnige Rücksicht sehr übel. — „Sie — Sie entschuldigen — Sie" — murmelte sie und ehe sich der junge Mann dessen versehen

konnte, schlug sie ihm das Waschbacken gewaltsam aus der Hand und rauschte zum Zimmer hinaus.

Jetzt erst gab Herr von Prittwitz seinen inneren Gefühlen nach, die er bis dahin heroisch im Zaume gehalten hatte. Aber der jämmerliche Zustand von wirklicher Schwäche, worin der arme Mann sogleich verfiel und mehre Minuten zubrachte, bewies hinlänglich, wie Recht er gehabt hatte, zu sagen: Friederike eigne sich nicht für einen so kränklichen und ruhigen Mann, wie er sei.

Bleich und mit zitternden Gliedern vollendete er dann seinen Anzug, um seiner jetzigen Braut diesen Auftritt mit allen seinen Folgen mitzutheilen. Er fand dort ein theilnehmendes Herz. Auch hier hatte Fräulein Friederike Hartmann mit ihrer zornigen Rücksichtslosigkeit Beleidigungen und Kränkungen aller Art zugefügt, hatte in dem Briefe Drohungen aufgestellt und fest erklärt: sie werde diese Verbindung nicht zugeben und wenn sie am Altare dazwischen treten solle. Man besprach die Sache von allen Seiten und überlegte hin und her, was zu thun sein möchte, um solchen Scenen zu entgehen. Bei dem Charakter dieses Mädchens war Alles zu fürchten und sogar öffentlicher Scandal zu erwarten.

Fräulein von Guttenberg war eine Waise und lebte in dem Hause ihres Bruders. Sie war unabhängig und Besitzerin eines kleinen, hübschen Vermögens, das gerade hinreichte, um die Ansprüche zu be-

friedigen, welche damals vom Staate an diejenigen Landestöchter gemacht wurden, die sich mit einem Militär im Range Prittwitz's verheirathen wollten. Sie liebte den Lieutenant Prittwitz mit jener ruhigen und wahren Liebe, die gern bereit ist, zu Nutz und Frommen des Verlobten kleine Opfer zu bringen. Der Zustand des jungen Mannes war zwar nicht so erbärmlich schwächlich, daß es ihm nicht möglich gewesen wäre, mit Energie solchen Auftritten ein Ende zu machen, allein es erregte doch eine Art zärtlichen Bedauerns bei ihr, daß er damit geplagt sein solle, deshalb wünschte sie diese böse Einwirkung früherer, übereilt eingegangener Verbindlichkeiten wegzuschaffen.

Sie that ihrem Verlobten den Vorschlag, der frühern Braut, welche ganz ohne Vermögen war, eine Abstandssumme von 200 Thaler anzubieten mit dem ausdrücklichen Verlangen, daß sie sich dann aber jeder Annäherung an Prittwitz enthalten müsse.

Die Sache wurde vielfach besprochen, in Ueberlegung gezogen und endlich unter Zustimmung einiger bekannten Rechtsgelehrten in Angriff genommen. — Und siehe da — was man eigentlich bezweifelt hatte, geschahe — Fräulein Friederike Hartmann willigte ein.

Als alle Einleitungen beseitigt und die Verhandlungen so weit gediehen waren, kam es nur noch darauf an, in einer Zusammenkunft dem ganzen Vergleiche eine Art Rechtskraft zu verleihen und demselben durch eigenhändige Unterschriften Gültigkeit zu geben.

Fräulein Friederike nahm sich auch hier, ganz gegen jede Vermuthung, sehr ruhig und anständig. Ihr hitziges Temperament blitzte wohl bisweilen in einigen Aeußerungen durch, während man in Gegenwart einiger Zeugen noch einmal Alles reiflich überlegte und erläuternd besprach, allein sie bezwang unangenehme Aufwallungen und vermied es sichtlich, den Anstand zu verletzen. Der Revers wurde ungefähr in folgender Weise aufgestellt:

„Da ich Endesunterschriebene mich mit dem Herrn von Prittwitz in ein Verlöbniß eingelassen und mich mit Fräulein Friederike Hartmann wegen ihrer ältern Ansprüche an gedachten Herrn Lieutenant von Prittwitz abzufinden nöthig gefunden habe, so erkläre ich kraft dieses Reverses, daß ich binnen vier Monaten und zwar noch vor der Trauung mit dem Herrn von Prittwitz die Summe von 200 Thalern an Fräulein Friederike Hartmann auszahlen will. Diesen Revers habe ich im Beistande meines Verlobten eigenhändig unterschrieben und mit meinem Wappen untersiegelt."

Hierauf setzten die beiden Neuverlobten ihre Namen darunter und der Act war vollständig. Die Braut hatte sich den Bräutigam erkauft und nun ein unbestreitbares Eigenthumsrecht an ihn. Allein wir sind genöthigt, einzugestehen, daß Prittwitz damit keinesweges eine unbestrittene Ruhe gewonnen hatte. Friederike plagte ihn oft, wenn sie ihn zufällig antraf, mit ihren Klagen, Bitten und Drohungen. Was nur ein

leidenschaftlich aufgeregtes Gemüth erfinden kann, das erdachte sie, um ihn zu quälen, und als er nach wenigen Wochen von einer wirklichen Krankheit befallen wurde, da war sie nur mit Gewalt aus seinem Quartiere zu entfernen und von seiner Pflege zurückzuhalten.

Fräulein von Guttenberg sah sich gezwungen, von ihren errungenen Rechten Gebrauch zu machen und ihr durch einen der Zeugen, bei ihrer Verhandlung, verbieten zu lassen, die Wohnung des Kranken zu betreten.

Der arme Lieutenant würde wohl sein Lebelang von diesem beharrlichen und überreizten Weibe geplagt worden sein und hätte nie Ruhe vor ihren Vorwürfen gefunden, wenn nicht eine höhere Macht eingeschritten wäre und seine Ruhe auf's Beste befördert hätte. Der Lieutenant von Prittwitz starb. Gott nahm ihn aus dem Gewirre der Verhältnisse ganz unerwartet hinweg. Seine Krankheit, zuerst ohne alle Gefährlichkeit, artete plötzlich aus, warf sich auf innere, vielleicht längst schon schwache Theile und machte seinem Leben in dem glücklichen Momente ein Ende, wo er mit seiner Braut von dem Tage ihrer Hochzeit sprach. — Die ersten Tage vergingen dieser in der Betäubung des Schmerzes, den ein ungeahneter Verlust zu erzeugen pflegt, dann aber erwachte in ihrem Herzen eine große Erbitterung gegen die Person, welche die letzten Tage ihres Verlobten getrübt hatte.

Der Gegenstand ihres Streites war von der Erde

verschwunden, aber der Haß, welcher bis dahin nur von Friederikens Seite gepflegt war, wucherte fort, entzündete auch das Herz des Fräulein von Guttenberg und brachte sie zu dem Entschlusse, bei diesen veränderten Umständen die Zahlung der 200 Thaler Abstandsgelder zu verweigern.

Nach der Meinung ihrer Rathgeber war sie auch nicht verpflichtet dazu, und einen Act der Großmuth zu üben, fühlte sie sich nicht gerade gedrungen. Sie bauete ihr Verweigerungsrecht darauf, daß ihr der Ehemann, als die Valuta des ausgestellten Schuldscheines, vor der Hochzeit entrissen worden sei.

Fräulein Friederike Hartmann hatte nichts eiligeres zu thun, als ihre Nebenbuhlerin zu verklagen und die Auszahlung der 200 Thaler auf Grund des Reverses zu verlangen. Sie unterstützte diesen Antrag mit all der Heftigkeit, die ihrem Charakter eigenthümlich war, aber auch mit einer Einsicht und Klugheit, welche einem Juristen Ehre gemacht haben würde. Die ganze Eingabe, persönlich von ihr entworfen und geschrieben, verrieth eine so hoch gesteigerte Bitterkeit des Gemüthes, daß es Jedem, der sie las, klar werden mußte: hier sei jeder Versuch zur Begütigung und zu einem Vergleiche ganz vergeblich!

Ruhig und gelassen, unter Einwirkung eines Rechtsbeistandes, setzte Fräulein von Guttenberg dieser Anforderung die Einwendung entgegen: „Daß es eigentlich nur eine Schuld ihres verstorbenen Verlobten sei,

welche sie, ihm zu Liebe, übernommen habe. Es würde Fräulein Hartmann niemals eingefallen sein, wenn sie sonst auf eine Abfindung Anspruch zu machen gehabt hätte, diese von ihr — der Braut — zu fordern, sondern der Bräutigam würde die Verpflichtung gehabt haben, sich mit einer frühern Braut auseinander zu setzen. Sie habe nun freilich in Voraussetzung gemeinschaftlicher Interessen, wie sie die Verheirathung mit sich brächte, die Zahlung vorgeschlagen, um dem geplagten Verlobten Ruhe zu verschaffen und, in Ermangelung eigenen Vermögens, diesem das Geld zur Disposition gestellt, allein die eingetretenen traurigen Verhältnisse hätten diese Verbindlichkeit jeden Falls gänzlich gelöst. Da sie übrigens als Frauenzimmer eine fremde Schuld nicht übernehmen könne, so habe der Revers in Rücksicht auf sie allein auch keine Gültigkeit. — Außerdem habe Fräulein Friederike Hartmann gar keinen rechtlichen Anspruch auf Abfindungsgelder gehabt, da ein preußischer Lieutenant ohne gehörigen Consens keine Ehe schließen, also auch einem mündlichen Eheversprechen keine Rechtskraft beigelegt werden könne. — Sie habe diesen Revers ausgestellt, um dem Herrn von Prittwitz, dessen Gesundheit seit längerer Zeit wankend gewesen sei und der durch rohe und gemeine Auftritte, wie von Fräulein Friederike Hartmann nach wahrheitsgemäßen Aussagen von Zeugen in der letzten Zeit öfters herbeigeführt wären, wahrhaft gelitten habe, Frieden und Ruhe zu verschaffen.

Da dieser Mann nun vor der Trauung von einer höhern Macht ihr entrissen sei, so fiele ihre Verpflichtung ganz augenscheinlich von selbst weg. Die beklagenswerthe Heftigkeit und der ungezügelte Zorn des Fräulein Hartmann sei so weit gegangen, daß sie Porzellan- und Glas-Gegenstände im Zimmer des verstorbenen Lieutenant von Prittwitz zertrümmert habe und daß sie in Drohungen aller Art ausgebrochen sei. Um diesem Spectakel ein Ende zu machen und die peinliche Erwartung öffentlichen Scandals zu vermeiden, wäre sie Willens gewesen, diese Summe Geldes anwenden, allein sie würde sich jetzt nur im Falle einer gerichtlichen und rechtskräftigen Verurtheilung bequemen, die 200 Thaler zu zahlen, da der Gegenstand ihrer Sorge von der Welt genommen und somit gegen die unweiblichen Verfolgungen des Fräulein Hartmann sicher gestellt sei." —

Auf diese Erklärung des Fräulein von Guttenberg entwarf Fräulein Hartmann folgende Entgegnung, die ein Beweis ihrer ausgezeichneten Urtheilskraft ist und dadurch, troß der vorherrschenden Unweiblichkeit, im höchsten Grade interessant wird. Wir geben sie getreu wieder, da sie mit dem Erkenntnisse der richterlichen Behörde im Einklange steht:

„Es sei keineswegs eine fremde, sondern eine eigene Schuld, welche Fräulein von Guttenberg in dem Schuldscheine übernommen habe. Der Werth dieses Schuldscheines bestehe darin, daß sie — die frühere

Braut — der spätern Braut ihr Recht an den Bräutigam abgetreten habe. Es komme dabei gar nicht darauf an, ob sie ihre Ansprüche gegen den Lieutenant von Prittwitz gerichtlich habe durchführen können, es genüge hier bloß, daß er verpflichtet gewesen sei, sie zur Ehe zu nehmen. Dem Mangel der Königlichen Genehmigung hätte ja vielleicht auf andere Weise abgeholfen werden können. Fräulein von Guttenberg habe mit gutem Gewissen keine eheliche Verbindung mit dem Lieutenant von Prittwitz eingehen können, deswegen habe ihr eigener Vortheil die Lösung der bestehenden Verlobungsverhältnisse gefordert. Der Tod könne darin nichts ändern.

„Bei dem abgeschlossenen Vergleiche wäre sie — die frühere Braut — ihrer Pflicht nachgekommen, indem sie von ihren Ansprüchen auf die Person des Herrn von Prittwitz abgestanden sei. Dabei könne sie jedoch keineswegs die Verbindlichkeit übernommen haben, den Bräutigam als Ehemann abzuliefern. Nach ausdrücklicher Verabredung müsse die Zahlung der Summe von 200 Thaler sogar vor der Trauung geschehen! Uebrigens ließe sich in keiner Hinsicht ein Zwang annehmen, wodurch die Freiheit des Willens in Betreff auf Fräulein von Guttenberg eingeschränkt worden wäre. Weder die Auftritte beim Herrn von Prittwitz, noch ihr Betragen gegen sie selbst wären der Art gewesen, daß ein Menschenleben dadurch gefährdet gewesen sei. Es wäre zwar richtig, daß sie in der Wohnung des Lieu-

tenants einige Porzellansachen zerschlagen habe, allein dieß sei ein Versehen gewesen und es sei mehr als lächerlich, zur Unterstützung eines Mannes, und noch dazu eines tapfern Militairs, eine Summe Geldes nöthig zu finden, um Ruhe zu stiften. Wenn sie sich so furchtbar zu machen gewußt hätte, so würde die Hülfeleistung der Polizei ihm ja freigestanden haben. Sie solle ihr vor allen Dingen eine Veranlassung nachweisen, wodurch der Zwang documentirt würde, der die Ausstellung dieses Reserves ungültig machen könnte."

Nach diesen gegenseitigen Erklärungen mit allen wesentlichen und unwesentlichen Gründen fanden die urtheilsprechenden Richter das Recht der Fräulein Friederike Hartmann unbestreitbar.

Sie nahmen an: daß Fräulein Hartmann schon durch ihre Entsagung den Bedingungen des Reverses genügt hätte, daß sie aber durch diese Entsagung ihrer frühern Rechte dem Fräulein von Guttenberg persönlichen Vortheil gestiftet habe, indem dadurch ein Hinderniß ihrer Verheirathung gehoben sei. Wenn auch die Verbindlichkeit des Lieutenant von Prittwitz keine gesetzmäßige zu nennen wäre, so möchte sie doch als eine natürliche Verpflichtung angesehen werden, die in ihrem Bestande unangenehm für ihn und auch für Fräulein von Guttenberg geworden sein würde, wenn sie nicht durch die versprochene gänzliche Entsagung des Fräulein Hartmann gehoben wäre. Diese Entsagung sei gegen Erlegung der 200 Thaler versprochen und der Schuldschein habe,

im Falle man ihn auch nur als Bürgschaft betrachten wolle, eben so gut dem Herr von Prittwitz als Fräulein von Guttenberg zum Vortheil gereicht.

Sie verurtheilten Fräulein von Guttenberg zur Zahlung der Summe von 200 Thaler und erklärten in den Gründen des Erkentnisses:

„Fräulein von Guttenberg hat nicht geläugnet, daß zwischen dem verstorbenen Leutenant von Prittwitz und dem Fräulein Hartmann ein Eheversprechen existirt hat und daß in Folge eines neuen, mit ihr eingegangenen Gelöbnisses der vorgezeigte Revers zu Gunsten des Fräulein Hartmann von ihr ausgestellt und eigenhändig unterschrieben ist. Ihre jetzigen Einwendungen, wodurch sie die Gültigkeit des Reverses bestreiten will, verdienen keine rechtliche Aufmerksamkeit und müssen unberücksichtigt bleiben. Es ist zwar gegründet, daß das Eheversprechen zwischen dem Leutenant von Prittwitz und dem Fräulein Hartmann nicht als ein förmliches Eheversprechen, auf dessen Vollziehung geklagt werden kann, betrachtet werden darf, weil weder nach den Vorschriften des Ediktes vom 8. April 1770 dasselbe schriftlich errichtet, noch dazu den Anordnungen des Matrimonial-Edikts vom 21. April 1709, auch des Militair-Consistorial-Reglement vom 20. April 1711 gemäß, der Consens des Königs vorhanden gewesen ist, allein es kommt auf die Gültigkeit dieses Eheversprechens hier nicht an, da nach den klaren Worten des Reverses Fräulein von Guttenberg

ohne alle Beziehung darauf verspricht, die Summe von 200 Thaler als Abfindungsgeld zu bezahlen. In diesem Reverse bekennt sich Fräulein von Guttenberg als alleinige Schuldnerin und zeigt mit eigenen Worten den Lieutenant von Prittwitz nur als ihren Beistand an. — Beiden Personen war daran gelegen, diese älteren Rechte zu beseitigen — beide gewannen hierdurch — deshalb ist anzunehmen, daß Fräulein von Guttenberg die Zahlungsverbindlichkeit zu ihrem eigenen Besten übernahm. Die Behauptung des Fräulein von Guttenberg, daß sie durch Furcht zur Ausstellung des Reverses gezwungen sei, muß zurückgewiesen werden, da das ungestüme Betragen drei Tage vor der Feststellung dieses Schuldscheines ausgeübt wurde und in den Stunden der Zusammenkunft, behufs der nöthigen Unterschriften, Fräulein Hartmann anständig und ruhig sich benommen hat. Es kann ihr früheres Betragen daher nicht in Anschlag kommen, sondern nur als ein metus vanus betrachtet werden, der von keiner rechtlichen Wirkung ist."

Fräulein Bertha von Guttenberg fühlte sich keinesweges verpflichtet, diesem Erkenntnisse erster Instanz zu weichen. Sie appellirte und gab nachträglich noch die, durch Zeugen festgestellte Uebertretung des Contractes von Seiten des Fräulein Hartmann an. Diese war, trotz ihrer Entsagung, mehrmals in die Wohnung ihres frühern Verlobten gedrungen und hatte mit Bitten und Drohungen sogar die Summe ihrer Abfin-

bung erhöhen wollen. Auch das half ihr nichts. Sie konnte nicht nachweisen, daß die Bedingungen ungestörter Ruhe in dem Reverse ausgesprochen waren und daß die Zahlung der fraglichen Summe von dem Betragen des Fräulein Hartmann abhängig gemacht worden sei. Der Revers besagte einfach die Verpflichtung, 200 Thaler zu zahlen, ohne daß eine Klausel diese Verpflichtung aufgehoben hätte, wenn Fräulein Hartmann sich Abweichungen zu Schulden kommen lassen sollte. Das Appellations-Erkenntniß führte weitläufig aus: daß Fräulein Hartmann ihres Rechtes auf die versprochene Zahlung der 200 Thaler keinesweges verlustig gehe, wenn sie sich auch der nachträglich gemeldeten Uebertretungen des Contractes schuldig gemacht habe. Diese Uebertretungen müßten sonst als Gründe zur Auflösung des Contractes aufgeführt sein.

Eben so betrachtete man die Gewaltthätigkeiten des Fräulein Hartmann durchaus nicht als erheblich genug, um einen Zwang durch Furcht herbeiführen zu können und hielt den Tod des Lieutenants von Prittwitz für eine zufällige Veränderung der Umstände, welche gar kein Recht zur Aufhebung eines Vertrages mit sich bringen könnte.

Nachdem dieß zweite Erkenntniß die Sache von allen Seiten beleuchtet hatte, schloß es mit dem Bescheide, daß Fräulein Bertha von Guttenberg sich rechtlich durchaus nicht weigern könne und dürfe, die versprochenen 200 Thaler zu zahlen, und werde sie hier-

mit angewiesen, ihrer Verbindlichkeit gegen Fräulein Friederike Hartmann nachzukommen.

Hiermit endete der Kampf zweier Damen um einen königlich preußischen Lieutenant, dessen Tod sogar nicht im Stande war, die gehässigen Beziehungen zwischen ihnen zu verlöschen.

Wie wir, nach den Grundsätzen der Moral, und unter Einwirkung menschlicher Gefühle diesen Prozeß entschieden haben würden, steht sehr in Frage; allein auch wir müssen uns überwunden erklären und der Verurtheilung beitreten, wenn wir einfach die Rechtlichkeit des Anspruches beachten. Interessant müßte es für einen Beobachter gewesen sein, in psychologischer Hinsicht, die Begegnung beider Damen zu belauschen, nachdem ihre Angelegenheit durch den Richterspruch vollständig erledigt war. Mit welchen Gesichtern müssen sie sich späterhin betrachtet haben. Es ist anzunehmen, daß endlich unter der Einwirkung der Zeit das Gefühl der Erbitterung bei Beiden gewichen ist, und daß im Innern des Fräulein Hartmann eine stille Beschämung sich Bahn gebrochen hat, die sie aber ganz sicher unter den Zwang äußerlichen Hohnes versteckt gehalten hat. Ihre Erinnerungen an diese unglückliche Zeit der Uebereilungen werden sich aber nicht überschleiert haben! Sie wird in ihnen den Rächer begangener tadelnswerther Ueberschreitungen des weiblichen Decorums mit sich herumgetragen haben, während Fräulein Bertha von Guttenberg — durch

den gerichtlichen Zwang zwar zuerst scheinbar verletzt — in dem Gefühle, den Gesetzen genügt zu haben, eine Genugthuung empfinden mußte, die sie einer stillen Verachtung fähig machte. Sie hat, trotz ihres Geldverlustes, jedenfalls leichter zu tragen gehabt, als Fräulein Friederike Hartmann! —

6.

Der Pfarrer.

Der Winter im Frühling macht den Menschen verdrießlich. Er trägt mit Murren die Täuschung, welche ihm Schneeflocken, statt des verheißenen Blüthenschnee's, auf die Brust wirft. Seine Seele träumte mit Lust von dem zauberhaften Rausche, den das werdende und das erwachende Pflanzenleben über Alles verbreitet, was Athem hat, und dieser Traum fällt mit dem kalten Schneeschleier, welcher wie Thränenthau auf der warmen Menschenbrust zerrinnt, in Nichts zusammen! — Aber trauriger ist die Erfahrung, wenn Schneeflocken in unser Seelen- und Herzensleben fallen, statt der Blüthen, die wir ersehnten.

Es war ein Frühling im Frühlinge, ein sonnenglänzender Frühling mit warmem, belebendem Hauche,

als die Dorfglocken von Werbingen die Bewohner des schönen Dorfes zur Kirche riefen.

Der strahlende Morgenglanz eines herrlichen Apriltages lag auf der fruchtbaren Ebene und beleuchtete die grünen, dichten Wintersaaten. Die Glocken läuteten zum ersten Male und doch sah man schon muntere Kirchengänger hurtig durch die Felder, vom nahe gelegenen Filiale Klein-Werbingen, herschreiten. Sie gönnten sich keine Ruhe, um den Duft des Frühlingsmorgens zu genießen und die prächtig stehende Saat zu preisen. Sie eilten, um einen Platz in der Kirche zu gewinnen. Es sollte ein vielgepriesener Mann eine Wahlpredigt halten.

Der Candidat war von fern her gekommen, um sich zu der erledigten Pfarrstelle zu melden. — Das schmeichelte den einfachen Landbewohnern! Aber der Candidat sollte auch ein kluger Mann sein, ein vorzüglicher Redner und ein Geistlicher voll Tüchtigkeit und Glauben. Das erregte ein besseres Gefühl, als bloße Neugier. Es erweckte die Sympathie für ihn.

Unter solchen Umständen schien eine Wahl nicht zweifelhaft zu sein.

Wenden wir uns nun zu ihm, der in dieser Stunde den Weg zu seinem Glücke betrat, während die ehrlichen Landbewohner im immer dichter werdendem Gedränge zur Kirche eilten.

Werner Staubach stand im vollen Priesterschmucke am offenen Fenster, als das erste Geläute begann.

Ein heiliger Gottesfrieden lag auf seinen ernsten, edeln Zügen und die großen, glänzenden Augen sahen ruhig über das Gefilde hinweg, das sich vor ihm ausbreitete.

Eine Fluth von glückseligen Hoffnungen und Erwartungen durchwogte seine Brust — noch eine kurze Spanne Zeit und er konnte der glücklichste Mensch auf Gottes weiter Erde sein. Der Hafen winkte ihm, wohin er sein Lebensschiff lenken wollte — mit zufriedenem Blick sah er zurück auf die Bahn, die er schon durchschnitten, und mit sicherm, selbstbewußtem Auge auf die Zukunft, welche ihm blühete. Er hatte immer gewußt, was er gewollt, und immer gethan nach seinem Gewissen und nach seinen besten Kräften — so dachte er — was sollte er sich fürchten vor Fehlschlagungen seiner Hoffnungen?

Er stand da, fertig und vollendet in seinem männlichen Charakter. Unter den Einwirkungen verschiedenartiger Lebenselemente war er gereift zu seinem Amte und zu dem stillen, abgeschlossenen Leben eines Landpfarrers. Er fühlte jetzt seinen Beruf zum Wirken und jetzt hatte er sich entschlossen, den geselligen Freuden der Stadt zu entsagen und hier, inmitten einer reinen, ursprünglichen Natur, sehr fern von allem Weltverkehr, unter einer Menschenklasse, die er wenig kannte, deren Naturwerth er aber hoch anschlug, zu leben, zu wirken und zu schaffen. Er wollte hinabsteigen von der hohen Stufe seiner Bildung und zwischen Menschen sich mischen, die ihm im Austausche

der Individualität ihre wahrhafte und unverdorbene Natürlichkeit darboten, während er sein Wissen in ihren Geist impfen und die Elasticität ihres Gemüthes zur richtigen Erkenntniß des Schönen und Edlen benutzen wollte. — So träumte er unter dem Geläute der Dorfglocken! — Wir sehen an den idealen Anschauungen, womit er sein Leben in der Abgeschiedenheit zu verschönern gedachte, daß er noch jung war, jung im Herzen und jung im Gemüthe, obwohl er seine Lebensjahre schon bis zu zwei und dreißig gebracht hatte. Das Geläute verhallte. Sein Geist kehrte von dem Fluge, den die Phantasie genommen hatte, zurück in die Wirklichkeit. — Er sah sich um in dem Zimmer, wo er stand.

Das Pfarrhaus war sehr alt. Ein Lächeln der Befriedigung überflog bei dieser unwillkürlichen Betrachtung zuerst das Gesicht Werners. Er wohnte gern in ganz alten Räumen, die von der Vergangenheit reden konnten, welche von ihr geweihet waren.

Die Zimmer waren sehr niedrig. Starke, unförmliche Balken durchkreuzten die Decke. Dadurch erschienen sie noch niedriger. Kleine Fenster, vom Einflusse der Zeit erblindet, gaben dem Zimmer kaum das nöthige Licht. Die Thürschwellen waren abgenutzt — die Thüren eingetrocknet. Dadurch bildeten sich Zwischenräume, wo Kälte und Sonnenschein durchdringen konnte. Die Wände waren schmucklos bis zur Dürftigkeit und nicht überall reinlich.

Ein Seufzer hob die eben noch von Zufriedenheit durchwogte Brust des jungen Predigers.

Nicht seinetwegen hätte er gewünscht, daß das Pfarrhaus stattlicher und wohnlicher sein möchte, — nein, er war stoischer Natur, schwärmerisch-poetischen Sinnes und leicht befriedigten Gemüthes —. Aber es gab ein Ideal in seinem Lebenstraume, dem er Glanz und Bequemlichkeit, Reichthum und Glück zu Füßen legen wollte. Ob dieß Pfarrhaus mit seinen zerrütteten, von der Zeit zernagten und unwohnlich eingerichteten Gemächern geeignet war, jemals eine Gestalt zu gewinnen, die einer verwöhnten Städterin genügen konnte, das war eine Frage, die centnerschwer auf sein Herz fiel.

Die Geliebte seines Herzens, das Ideal seiner Träume war die Tochter eines hochgestellten, geistlichen Beamten der Hauptstadt. Sie war zwar gut und vernünftig, aber solcher Einfachheit der Bauart wohl gänzlich unkundig. Die Pfarrstelle war von ausgezeichnetem Ertrage — das Consistorium selbst stellte sie unter die besten des Landes. Dies hatte Werner Staubach vermocht, sich in die Reihen der Bewerber zu mischen. An das Haus hatte Niemand gedacht. Wo schon ein Pfarrer gewohnt, da konnte sein Nachfolger doch sicherlich auch Platz finden. Aber daß ein alter Pfarrer, der seit 1770 mit den patriarchalischen Eigenschaften seines Zeitalters funfzig Jahre an einer Stelle vegetirt hat, andere Ansprüche macht, als ein

junger Weltmann, das war Niemand eingefallen, und daß eine Pfarrerin aus dem vorigen Jahrhundert weder Trümeau noch Consolen, weder Servanten noch Kronleuchter in ihre niedrigen Stuben gebracht hatte, das war von der schönen Josephine, der eleganten Consistorialrathstochter, am allerwenigsten berücksichtigt. Sie hatte mit dem Verlobten geschwärmt, sie hatte mit Entzücken von dem Wohnen auf dem Lande gesprochen, sie war also willig auf die exaltirten Schilderungen eingegangen, womit der junge Prediger die einfachen Freuden des Landlebens zur reizenden Idylle erhoben hatte.

Jetzt fiel der erste Schatten auf seine phantasiereichen Träume. — Es war der erste Schneeflocken im Frühlinge seines Herzenslebens! — Es mußte gebauet, geändert, gebessert werden! Sein Entschluß war eben so schnell gefaßt, wie seine Träume geträumt waren, und er warf jede Ungewißheit darüber mit dem leichten Sinne, der ihn charakterisirte, aus seinen Gedanken.

Ein Geräusch an der Thür störte ihn. Er ging langsam darauf zu und öffnete sie. Zwei junge Bäuerinnen standen vor derselben, die Eine mit einem reizenden Frühlingsstrauße von Veilchen, Schneeglöckchen und Marienblumen, die Andere mit einer Erfrischung auf dem Präsentirteller.

Werner, eben erst genesen von seinen Herzensträumen, sah etwas verwundert auf die beiden Mädchen,

ohne sich der Bedeutung dieser Erscheinung recht bewußt zu werden. Er war erstaunt und zerstreut. Aber ihm fiel im Augenblick die seltsame Schönheit des jungen Mädchens auf, das, den Blumenstrauß zwischen den zitternden Fingern, sich blöde und schüchtern zurückzuziehen suchte, während das andere Mädchen mit einem kecken, zuversichtlichem Lachen sie vorwärts schob.

Werner legte mitleidig seine Hand auf die Schulter des schüchternen Kindes und bat sie mit schmeichelnden Tone: doch näher zu treten.

Dann faßte er nach dem Blumenstrauße, ergriff mit demselben die Hand des sichtlich bebenden Mädchens und wendete sich so zu dem zweiten Mädchen um, das der Aufforderung, einzutreten, gar nicht bedurft hatte, sondern ohne Zaudern vorgetreten war und dem jungen Manne die Erfrischung darbot.

„Sieh", sagte lächelnd mit dem gütigen Tone der Ermunterung dieser, „sieh, Du bist mir ja eine hübsche Aufwärterin, mein liebes Kind. Ich danke Dir! Wie wäre es, wenn ich Euer Pfarrer würde, ich könnte schon ein so nettes Mädchen brauchen, wie Du bist."

Mit diesen Worten hatte er ihr das Präsentirbrett abgenommen, auf den Tisch gesetzt und durch seine abgewendete Bewegung war ihm die beleidigte, höhnische Miene entgangen, womit dieß Mädchen seine Anrede beantwortet hatte.

Als er sich wieder zu ihnen wendete, begegnete sein Blick den wunderschönen, blauen Augen der Blumen-

spenderin, die mit einer Art Gottesverehrung an seinem Gesichte hingen. Solche Augen hatte er noch nie gesehen! Kindlichkeit, Unschuld, tiefes Gefühl und Frömmigkeit lag in dem blauen Kristall dieses menschlichen Herzensspiegels, aber die Schüchternheit zog sogleich die Lider des Auges wieder darüber, als Werner's Blick ihn traf.

Er sprach noch eine kleine Weile mit den beiden Mädchen, in denen er keineswegs die vornehmsten Töchter des Dorfes ahnete, welche, dem dortigen Herkommen gemäß, dem Vacanzprediger das Frühstück und den Blumenstrauß überbringen müssen. Sein Ton hielt sich beständig in dem Accente der mildesten Güte, wenn er zu der Blumenspenderin sprach, und erhob sich zum Scherze, wenn er dem hübschen, kecken Mädchen einige Worte zuwarf. Um endlich diesen Auftritt zu schließen, fragte er nach ihren Namen und vernahm zu seiner Verwunderung, daß er in der einen Elisabeth, des reichen Müllers Tochter, und in der wunderschönen Kleinen Justine, des hochansehnlichen Schulzen Tochter, vor sich sah. Er wurde etwas verlegen. Die Unkenntniß der Landestracht hatte ihn verleitet, Dienstboten in ihnen zu sehen. Seine Verlegenheit stieg noch, als er auf seine weitere Frage hören mußte, daß Justine, die er ihrer zarten Gestalt und ihrer kindlichen Schüchternheit wegen für ein Kind gehalten, schon neunzehn Jahre zähle. Seine Liebkosungen kamen ihm nun ganz unziemlich vor. Einem neun-

zehnjährigen Mädchen drückt und klopft man nicht die Hand, legt ihm auch nicht die Finger auf Schulter und Nacken in der Wohlmeinung, dasselbe zu ermuthigen. Er hielt es für's Beste, seinen Irrthum sogleich einzugestehen und Beiden durch den veränderten Ton seiner Rede die Satisfaction zu geben, die sie, nach seiner Meinung, zu fordern berechtigt waren. Er redete sie mit dem ceremoniellen „Sie" an und äußerte, daß er sie Beide für sehr jung noch und namentlich Justine für ein Schulkind gehalten zu haben.

Damit glaube er die Sache für jetzt genügend erörtert zu haben. Er ließ das Weitere auf sich beruhen.

Das zweite Geläute begann. Seine Gedanken wendeten sich zu der Predigt, die er halten wollte, und das Dasein der beiden Dorftöchter war verwischt, um erst nach langer Zeit wieder aufgefrischt zu werden.

Seine Predigt gefiel. Er war der beste Redner unter Allen, die bis dahin Probepredigt gehalten hatten. Seine Erscheinung, imponirend und wohlwollend zugleich, bestach auch; genug, man beschloß in pleno — freilich aber in der Ueberwallung des Gefühles —, sogleich die Wahl festzustellen und dem Manne, der sie bis zu dieser Begeisterung zu erheben vermochte, die Würde als Pfarrherrn ihrer Gemeinde zu verleihen.

Es erhob sich nicht eine Stimme dagegen. Wer die Versammlung der Dorfbewohner hätte beobachten können, der würde einen gewissen Stolz, daß ein Mann von diesem Wesen sein Leben unter ihnen be-

schließen wollte, erkannt haben, und in dieser Stimmung gingen die Gemeindeältesten am Mittage zu Werner Staubach und erklärten ihm die Gewährung seines Gesuches. Er war also Pfarrer in Groß-Werbingen.

Auf den Flügeln der Liebe eilte der Glückliche noch am selbigen Tage zurück in die Hauptstadt, um seiner Josephine Bericht zu erstatten. Damals durchschnitten noch keine Eisenbahnen das Land in allen Richtungen, deshalb währte eine Reise von drei und dreißig Meilen gewöhnlich drei Tage. Und eben so viel Zeit gebrauchte auch ein Brief, um von der Hauptstadt nach Groß-Werbingen zu gelangen. Zusammengerechnet sind dieß sechs Tage — ein kurzer Zeitraum für das Glück — aber in diesem kurzen Zeitraume kann sich das festeste Glück in Unglück verkehren.

Der neue Pfarrer gebrauchte sehr wenig Zeit, um, nach der Begrüßung seiner Braut, einen Brief an die Gemeindeältesten aufzusetzen, worin er mit ungekünstelter Herzlichkeit Allen für das Vertrauen dankte, womit sie ihn beehrt hatten. Aber das war nicht der Grund seines Schreibens allein. Er schloß an diesen Dank die Bitte: das Pfarrhaus wo möglich neu bauen oder mindestens der Art renoviren zu lassen, daß ihm der Aufenthalt darin bequem und seinen Verhältnissen gemäß anständig sein möchte.

Dieser Wunsch würde ohne Zweifel gar keine Verwunderung erregt haben und ohne Bedenken erfüllt

worden sein, wenn nicht seit wenigen Stunden seltsame Nachrichten über den neu erwählten Pfarrer in Groß-Werbingen im Umlauf gewesen wären. Woher sie eigentlich stammten, wußte Niemand. Sie waren plötzlich aufgetaucht und gingen von Haus zu Haus. Erst erregten sie Bedenken und Kopfschütteln — erst glaubte man nicht daran; dann aber schwand jeder Zweifel, weil man sie von allen Seiten wiederholen hörte. Man bedachte aber dabei nicht, daß sie den Rundkreis gemacht haben und doch nur von einem Einzigen ausgegangen sein konnten. Das Gesuch des neuen Pfarrers fiel in diese Mißstimmung hinein und brachte natürlich eine Revolution zu Stande, die damit endete, daß man ihm diese Bitte, die aus den reichen Fonds des Kirchenvermögens leicht zu erfüllen gewesen wäre, rund abzuschlagen beschloß.

Der junge Pfarrer empfing diesen sehr kurz und ziemlich grob abgefaßten Bescheid mit einiger Verwunderung. Er stimmte gar nicht zu dem freundlichen und ehrerbietigen Betragen des Kirchencollegiums, womit er erst vor wenigen Tagen entlassen war. Er verzagte jedoch nicht und verließ sich auf seine Beredsamkeit und auf sein gewinnendes, einnehmendes Wesen, um einen Wunsch durchzuführen, der von Tag zu Tag an Gewicht zunahm, wenn er seine Braut in ihren Umgebungen betrachtete. Natürlich erzählte er ihr Alles, hatte erst die Baufälligkeit des Hauses, seine

ärmliche Alterthümlichkeit beschrieben und berichtete nun die Vereitlung seiner Hoffnungen.

Josephine machte ein weit ernsthafteres Gesicht dazu, als er gewünscht und erwartet hatte. Sie äußerte ihr Bedenken, dort wohnen zu können, und fand die abschlägliche Antwort, die sonderbarer Weise den sehr groben Zusatz hatte: „wenn dem Herrn Pfarrer das Pfarrhaus nicht anstände, so könne er ja von der Sache immer noch abstrahiren", wichtiger, als ihm lieb war.

Die Zeit nahete heran, wo Werner sein Amt antreten mußte. Josephine erklärte sich bereit, ihm bald zu folgen, aber nicht als Gattin, sondern mit der Mama, um — das Pfarrhaus erst zu besichtigen. Im Falle es von ihr nicht wohnbar gefunden wurde, wollte sie die Hochzeit durchaus bis zu dem Zeitpunkte verschoben wissen, wo die Bauern sich zum Neubau eines anständigen Hauses entschlossen haben würden.

Der neue Pfarrer unterdrückte den Seufzer, welcher seine Brust fast convulsivisch schmerzlich hob. — Das war der zweite Schneeflocken im Frühlinge seines Herzenslebens. —

Er reiste mit schwerem Herzen ab. Aber sein Muth hob sich, je weiter er sich von dem Treiben der Hauptstadt entfernte. Der Glaube an Menschenwerth hatte einen Moment gewankt, als er die Wankelmüthigkeit eines Mädchenherzens erkennen mußte, aber er hoffte in der Mitte seiner unverdorbenen Landleute, fern von allen Einflüsterungen der Eitelkeit, diesen Glauben bald

felsenfest erstarken zu sehen. Kaum war er fort, als beim Consistorium, in welchem Josephinens Vater Sitz und Stimme hatte, ein Schreiben einlief, das wir im Auszuge folgen lassen.

An den Chef des geistlichen Departements.

Ew. Excellenz werden es einer redlichen Gemeinde nicht übel deuten, wenn sie sich in einer sehr wichtigen Religions- und Seelen-Angelegenheit an Dieselben wendet.

Wir haben hier in unserm Orte funfzig Jahre und darüber einen redlichen Seelensorger gehabt. Als derselbe im hohen Alter verstarb, sind wir mit Eifer darauf bedacht gewesen, seine Stelle wieder würdig auszufüllen.

Es haben dreißig Candidaten und Prediger seit dem Tode unsers würdigen Pfarrers hierselbst in der Vacanz gepredigt und wir haben sie Alle wohl geprüft, bis uns der Candidat Werner Staubach, der ein geschmeidiges und einnehmendes Wesen anzunehmen versteht, über alle Andern wohlgefiel und wir ihm sogleich die Stelle, welche eine sehr reiche Einnahme hat, verliehen haben.

Aber, gnädigster Herr, wir sind übel berathen gewesen bei dieser übereilten Wahl und wir bitten und flehen, uns behülflich zu sein, unserer Verpflichtung gegen ihn quitt zu werden.

Der Mann soll ein ruchloses Leben auf der

Universität geführt haben, soll ein Mädchenverführer und ein Scheinheiliger sein, soll einen Studenten erschlagen haben, nicht im ehrlichen, wenn auch verbotenen Zweikampf, sondern hinterrücks, aus Bosheit, weil der seine Sünden offenbart hat — genug, Ew. Excellenz sehen, daß dieß kein Mann ist, dem wir unser Vertrauen schenken können, und wir bitten herzlich, uns von der Qual zu befreien, diesen Mann als unsern hochehrwürdigen Herrn Pfarrer verehren zu sollen.

Wir können eigentlich keine öffentliche Klage gegen diesen berüchtigten Menschen erheben, weil wir keine Facta in Händen haben und weil wir fürchten müssen, wenn die Sache keinen für uns günstigen Ausgang nimmt, von ihm sehr übel behandelt zu werden, aber Ew. Excellenz könnte es nicht schwer werden, Beweismittel zu sammeln, die hinreichend sind, um uns von diesem Mörder zu befreien, zu dem wir unmöglich Liebe, Vertrauen und Achtung haben können.

Daß er selbst an dem Tage, wo er hier Vacanz predigen wollte, mit leichtsinnigen Reden und verführerischen Worten und Liebkosungen die beiden Töchter unserer ehrbarsten Dorfbewohner zu bethören gesucht hat, das können diese bezeugen und beschwören, und ist uns diese abscheuliche Handlung ein Beweis seiner schlechten und gemeinen Gesinnungen gewesen.

Von dem andern Verbrechen aber müßten seine

akademischen Freunde und die Bewohner der Universitätstadt wohl am Besten Auskunft geben können.

Indessen sind wir weit entfernt davon, diesen so sehr befähigten Mann durch unsern Bericht ganz und gar um sein Lebensglück bringen zu wollen.

Wir nehmen uns daher die Freiheit, Ew. Excellenz zu bitten, unsern nachfolgenden Vorschlag einer Prüfung zu unterwerfen und uns mit Ihrer Genehmigung eines Planes zugleich die Hand zur Ausführung zu bieten.

Wir haben nämlich unter den Predigern, die während der Zeit der Vacanz frrundschaftlich die Amtsfunctionen übernommen hatten, den Prediger Schulze aus Wallrode kennen und achten gelernt. Wallrode liegt fern von der Welt, zwischen Bergen, und ist von guten, sehr einfachen armen Leuten bewohnt. Diese kommen nie mit der Welt in Berührung und würden von den Uebelthaten des Herrn Werner Staubach gewiß nie etwas erfahren, in so fern er jetzt ein besseres und gottseligeres Leben zu führen entschlossen ist.

Unser Entschluß ginge nun dahin: dem Prediger Schulze die Vocation in unserm Dorfe verschaffen zu wollen, wenn Ew. Excellenz es vermitteln wollte: daß die von uns verliehene Vocation dem Herrn Werner Staubach abgenommen und diesem Letztern die Stelle des Prediger Schulze verliehen würde.

Es würde uns sehr glücklich machen, sollte un-

sere Bitte Eingang bei Ew. Excellenz finden, da wir bei diesem Tausche einen ausgezeichneten Prediger und vorzüglich guten Mann gewinnen würden, dessen nähere Bekanntschaft wir gemacht und uns dabei überzeugt haben, daß seine erbaulichen Predigten die lautere Gesinnung seines Herzens sind, auch dieser Mann in der Bescheidenheit seines Herzens niemals mit so hochmüthigen Anforderungen uns behelligen würde, da er im Geiste des Herrn das ehrwürdige Haus unserer Pfarrherren mit Achtung und Ehrfurcht zu bewohnen gedenkt.

Wir sind überzeugt, daß es für den Herrn Werner Staubach vom größten Nutzen sein wird, wenn er bei dieser Gelegenheit die Erfahrung macht: daß seine Ränke ihm fernerhin nichts mehr nützen werden und daß ihm die Vorhaltungen über sein früheres liederliches Leben, welche Ew. Excellenz ihm mit Nachdruck zu geben belieben werden, die Augen öffnen und seine gründliche Besserung bewirken könnten, deshalb begleiten wir diese, unsere ganz gehorsamste Vorstellung und Bitte mit unserem Gebet und werden uns Ew. Excellenz zu ewigem Dank verpflichtet fühlen, wenn Sie uns aus der hülflosen Lage erretten wollen, worein wir uns mit eigner Uebereilung gestürzt haben.

Unterschrieben: Die Gemeinde Groß- und Klein-Werbingen.

Im Namen Aller: Der Mühlenmeister Niewerth.

Beleuchten wir nun zuerst den Eindruck und die Folgen dieses Schreibens auf den Vater Josephinens und auf sie selbst, bevor wir uns mit der Wirkung im Allgemeinen beschäftigen.

Der Vortrag dieser Eingabe versetzte nur diesen Mann, welcher mit seinem Gemüthe und seinem Herzen betheiligt war, in eine verzweiflungsvolle Stimmung. Alle andern Beisitzer des Collegiums schüttelten zweifelnd den Kopf und fühlten sich innerlich überzeugt, daß hier eine große Niederträchtigkeit im Spiele sei. Nur Josephinens Vater gerieth außer sich. Er kam in einer Aufregung zu Hause, wie man nie an ihm zu bemerken Gelegenheit gehabt hatte. Ohne Rückhalt machte sich hier sein Grimm Luft und er nannte den Mann, den er seit längerer Zeit zu prüfen Gelegenheit gehabt hatte, ohne Weiteres: einen ehrlosen Menschen! Seiner Tochter verbot er jeden Gedanken an eine fortgesetzte Verbindung und erklärte: er würde sich sogleich selbst hinsetzen und ihm schreiben: daß er unter keinen Umständen jemals wieder an eine Verbindung mit seinem geehrten und geachteten Hause denken dürfte, auch wenn er sich theilweise von den abscheulichen Beschuldigungen zu reinigen vermöchte.

Es lag eine herbe Ungerechtigkeit in dem Verfahren des Consistorialrathes und es würde vielleicht einer liebevollen und fortgesetzten Beschwichtigung gelungen sein, diesen ersten Schritt mit seinen heillosen Uebereilungen zu hintertreiben, allein wir sind gezwungen zu gestehen,

daß Josephine, gleichfalls im Zustande innerer Empörung, woran vielleicht die Erinnerung an das einförmige Landleben in einem baufälligen, altmodigen Pfarrhause mit arbeitete, nichts dagegen einwendete, sondern in einigen Zeilen an ihren Verlobten ihre Uebereinstimmung mit des Vaters Gesinnungen vollständig kund gab.

Folgen wir nun dem neuen Pfarrer auf seiner weitern Lebensbahn. Der Empfang der Dorfbewohner war kühl, das war unbestreitbar. Allein es fiel dem Pfarrer nur auf einen Moment auf und wurde durch die unverkennbare Herzlichkeit des Dorfschulzen ausgeglichen.

Dieser Mann, Gott segne ihn noch heute in seinen Kindern und Kindeskindern, führte den Pfarrer mit Bruderliebe in die öde Pfarrwohnung, sorgte für eine zeitweilige Möblirung einiger Piecen und stellte sein Haus und seinen Tisch so lange zu Werners Disposition, bis die Frau Pfarrerin — Werner hatte ihm schon früher sein Verlöbniß mit Josephine mitgetheilt — eingetroffen sein würde. Er machte dem jungen Manne auch Hoffnung, daß es ihm sehr bald gelingen werde, sämmtliche Kirchenältesten zum Bau eines Hauses zu vermögen, ging aber ausweichend über den Grund ihrer ersten abschläglichen Bescheidung hinweg, um den Pfarrer nicht zu kränken. Hätte der gute Mann Alles gewußt, er hätte gesprochen und damit die fürchterliche Gewalt des Schlages geschwächt, die

Vernichtung mit sich bringen mußte, weil sie ganz ungeahnet kam.

Der Hof des Schulzen war das nächste Gebäude am Pfarrhause. Die Gärten grenzten an einander und man konnte vom Schulzengarten aus die Fenster des Pfarrhauses fast ganz übersehen.

Am Abend des vierten Tages empfing der Pfarrer aus der Hand des Landpostboten einen Brief in Gegenwart des Schulzen, der ihm so eben die erfreuliche Nachricht mitgetheilt, daß sich der Widerspruch gegen einen Neubau bedeutend vermindere und daß nur der Müller noch einige Scrupel erhoben habe.

Als er seinen Bericht geendet, entfernte er sich eilig, denn er hatte die liebende Ungeduld, womit der Pfarrer den Brief aus der Hauptstadt wiederholt betrachtete, sehr wohl erkannt.

Nur wer in dem Falle gewesen ist, unerwartet früher einen Brief der Geliebten in der Hand zu halten, welcher ihm den Beweis liefert, daß die Entfernung des Bräutigams das verwaisete Herz zum Schreiben getrieben hat, nur der kann sich eine Vorstellung von dem Gefühle machen, mit dem Werner den Brief öffnete und die Einlage von Josephinens Hand mehrmals an seine Lippen drückte. — Dann las er! — Jetzt war es geschehen, was wir im Leben so oft mit Murren ertragen: Schneeflocken und Wintersturm hatten den Frühling seines Herzens vernichtet — ja — auf ewig vernichtet!

Der Abend hatte seinen Schleier schon allmählig über die Fluren gebreitet, als Justine, das liebliche, sanfte Schulzenkind, zu ihrem Vater in die Stube trat und hastig flüsterte:

„Vater, gehe doch 'mal hinüber zum Pfarrer — mit dem ist etwas — gehe doch schnell, Vater!"

„Kurioses Mädchen", erwiederte der Schulze mit gutmüthigem Lachen, „was soll ihm denn sein —? Ich bin eben bei ihm gewesen."

„Gehe hin, Vater", bat das Mädchen dringender. „Es ist etwas mit ihm —. Ich habe es gesehen vom Garten aus. —. Jetzt steht er wie eine Leiche starr am Fenster und hat die Hände in einander gerungen."

Der Schulze schüttelte den Kopf, ging aber dennoch, weil er den Pfarrer in dem großen, öden Hause allein wußte. Als er eintrat in das Zimmer, wendete sich der Pfarrer vom Fenster um und schritt ihm langsam entgegen. Eine solche Verheerung war dem gutmüthigen Schulzen denn doch noch nie vor Augen gekommen. Der innere, gewaltsam bekämpfte Schmerz hatte eine todtenhafte Blässe auf das Gesicht gezaubert, das noch eben in Kraft und Gesundheit geblüht hatte — die Lippen waren verzerrt — das Auge starr —. Mit Fassung und Ruhe stand er aber vor dem Schulzen und sagte:

„Gut, daß Sie kommen, Herr Schulze! Ich muß zur Hauptstadt zurück. — Können Sie mir Pferde schaffen — nur ein Reitpferd vielleicht bis nach der

nächsten Poststation — dort will ich Extrapost nehmen!" —

Der Schulze faßte sich ein Herz: „Herr Pfarrer — nehmen Sie es nicht übel — aber — es ist Ihnen etwas passirt —! Was in aller Welt hat Sie in diesen Zustand gebracht?"

Der Pfarrer lächelte bitter. „Man hat mich verläumdet", entgegnete er tonlos.

„Also es ist wirklich nur Verläumdung" — brach jetzt der wackere Mann jubelnd aus. „Na, ich habe mir es wohl gedacht und mein Justinchen hat Stein und Bein darauf geschworen, daß es nicht wahr ist! Aber grämen Sie sich doch darüber nicht —! Hier im Orte glaubt schon jetzt kein Mensch mehr recht daran; also werden Ihre guten Freunde, die Sie noch besser kennen, erst recht daran zweifeln!"

Ein Ausdruck furchtbaren Schmerzes überflog die Mienen Werners, er neigte die Stirn und zwei große Thränentropfen fielen wie Perlen auf seine verschlungenen Hände nieder.

„Hier zweifelte man", murmelte er vor sich hin, doch so, daß ihn der Schulze recht gut verstehen konnte. — „Hier zweifelte man — hier verbürgte sich ein unschuldiges Mädchenherz für mich — hier glaubte ein ehrlicher Mann an mich und dort, wo man mich kannte und liebte, dort wirft man mich zu den Ehrlosen! verdammt mich und entsagt jeder Gemeinschaft mit mir, ohne mich gehört zu haben!"

„Ich will doch nicht hoffen", fiel der Schulze erschrocken ein — „daß Ihre Fräulein Braut —"

„Ja, Herr Schulze — meine Braut, die mich länger als ein Jahr kennt und liebt —." Er schwieg, von seinen Gefühlen übermannt.

„Beruhigen Sie sich, bester Herr Pfarrer, beruhigen Sie sich. Reisen Sie nur hin — ich will gleich Pferde und Wagen besorgen —. Reisen Sie und erklären Sie sich mit Ihrer Fräulein Braut — das ist ja bald zu beweisen, daß Sie nur verläumdet sind!" —

Der Pfarrer richtete sich stolz auf. Sein bleiches Gesicht strahlte von dem innern Gefühle männlicher Selbstachtung.

„Nein, Herr Schulze, das ist vorbei! Sie ist frei —. Ich will meinem Herzen schon gebieten, daß es ruhig wird —. Ich könnte nie neben einer Frau leben und wirken, die mich ihrer Achtung und Liebe einen Moment so unwürdig gefunden, daß sie mir ihr Wort zurück gibt. Die Frau muß mir vertrauen, wie sie auf Gott vertraut, wenn ich in Gemeinschaft mit ihr leben soll. Und ich — ich muß sie hochschätzen können über Alles in der Welt, wenn ich glücklich in ihrer Gemeinschaft sein soll —! Es ist vorbei! Es war ein Traum —! Ehe sich nicht die Verläumdung bis auf den Grund als Lüge festgestellt hat, mein lieber Herr Schulze, eher trete ich mein Amt nicht an. Vielleicht ist es mir unmöglich, den Thäter zu ermitteln, der mein Lebensglück zerstört hat, vielleicht gelingt

es mir nicht, den Verdacht ganz von mir zu entfernen — dann sehen wir uns nicht wieder, mein Freund! Aber ich werde Sie nie, nie vergessen — Sie haben gezweifelt bei der Verläumdung und sind mir brüderlich-liebevoll entgegen getreten —. Ich werde auch Ihre Tochter nie vergessen, denn sie hat mit unschuldigem Sinne Glauben an mich gehegt —. Grüßen Sie das gute Mädchen! — Ich will noch einige Worte schreiben — bis dahin schaffen Sie mir Fuhrwerk!" —

Der Pfarrer kam in die Hauptstadt zurück, aber er suchte das Haus, worin er glückliche Träume geträumt, nicht auf. Aber er vermied auch ein Zusammentreffen mit dem Vater seiner Braut durchaus nicht. Dieser hatte unterdessen eine andere Ansicht der Sachen erhalten und hätte die geschehenen Dinge gern redressirt, allein hieran war, bei dem festen Charakter des Pfarrer Werner Staubach, gar nicht zu denken. Die Phantasie, womit dieser bis dahin die Situationen der Welt streng von denen seines Herzens geschieden hatte, war ertödtet ohne Gnade und Barmherzigkeit. Er sah mit kalten, strengen Augen um sich und begann auch kalt, streng und gleichgiltig zu werden.

Josephine versuchte auch späterhin, als sich die Verläumdung immer klarer herausstellte, eine Sühne — Werner lehnte mit Höflichkeit jede Erklärung und jede Annäherung ab.

Sein Bestreben, „gerechtfertigt vor der Welt da-

zu stehen", krönte sich mit Erfolg und machte ihn für kurze Zeit vollkommen zum Helden des Tages.

Schon der erste Angriff des Gerichtes, dem das Consistorium die Sache zur Verfolgung übergeben hatte, ergab, daß der Müller Niewerth — Vater der kecken Elisabeth, welcher sich der Leser geneigtst erinnern wird, niemals eine solche Eingabe im Namen der Werbinger Gemeinden eingereicht hatte, und die Gemeinde-Mitglieder erklärten, daß sie den Gerüchten, die sich bald nach der Wahl des Pfarrer Staubach in Umlauf gesetzt hätten, gar nicht die Wichtigkeit beigelegt, welche Veranlassung zu solchen Schritten hätte geben können. Man hatte achselzuckend von dem frühern Lebenswandel erzählt und das plaudersüchtige Töchterchen des Müllers hatte das Rencontre mit dem Herrn Pfarrer nach ihrer Manier ausgebeutet.

Darauf wäre das Gesuch des neuen Pfarrers um einen Neubau gekommen und man hätte beschlossen, ihm durch abschläglichen Bescheid eine gewisse Nichtbeachtung seiner persönlichen Wünsche darzuthun. — Nun forschte das Gericht nach dem Urheber des Schreibens, worin mit apodictischer Gewißheit von frühern Verbrechen des Pfarrers die Rede war. Ehe eine ganz unumstößliche Ueberzeugung darüber gewonnen werden konnte, lief eine Eingabe des Schulzen aus Groß-Werbingen ein, worin gerichtlich aufgenommen und beschworen die wahrheitsgemäße Erzählung der beiden Bauertöchter Elisabeth Niewerth und Justine enthalten

war. Aus der Erzählung der leichtsinnigen Elisabeth ersah man, daß der Prediger Schulze aus Wallrode derjenige gewesen sein müsse, welcher die Geschichte von dem leichtsinnigen Lebenswandel des Pfarrers angeregt hatte. Und die leichteste Nachforschung über diesen Umstand brachte denn sehr bald eine Aufklärung zu Stande, welche Schimpf und Schande einem Manne sein mußte, der als Lehrer, Tröster und Vorbild dienen zu sollen angewiesen war. Der Prediger Schulze aus Wallrode war der Verfasser des Schreibens und der Erfinder der böswilligen Verläumdungen. Er hatte gleich nach erfolgter Vacanz Alles angewendet, um die einträgliche Stelle von Groß-Werbingen zu erhalten. Der Müller Niewerth war auf seiner Seite gewesen, aber dieser war von der Gewalt des Augenblickes auch hingerissen worden und hatte dem Candidaten Werner Staubach seine Stimme gegeben. Bei den Vorwürfen, die ihm Schulze deswegen machte, entschlüpften dem Müller die Worte: — „Es läßt sich einmal nicht ändern! Wenn wir uns nur nicht übereilt haben, wir kennen eigentlich den Mann zu wenig." — Und darnach hatte das Töchterchen desselben mit leichtfertigen Worten das Benehmen des neuen Pfarrers erzählt, das er sich gegen sie und Justine erlaubt habe.

Es läßt sich nicht erklären, wie der Prediger Schulze eigentlich zu der thörichten Annahme gekommen ist, daß nur eine leichte Anregung von seiner Seite nöthig sei, um die schon von Seiten der geistlichen Behörde

erfolgte Bestätigung Staubach's zu annulliren — eben so läßt sich nicht erklären, daß ein Mann von gereiften Jahren einen so gefahrvollen Weg einschlug, um sich zur Geltung — durch sein Selbstlob — und einen Andern zum Sturz zu bringen — auch bleibt es unerklärlich, daß ein Mann seines Standes das Abscheuliche seines Beginnens nicht sogleich einsah und die Folgen bedachte, die das Lebensglück eines Amtsbruders bis in den Keim zu zerstören droheten; aber wahr ist es, daß er, der Prediger Schulze, zuerst die Verläumdungen ersann, dann in Umlauf brachte, wozu er sich theilweise des vorlauten Müllertöchterchens bediente, und danach die Sache umgekehrt zu seinem Zwecke wieder benutzte.

Die angestellten Nachforschungen, welche ungeachtet seines offenen Geständnisses, das er mit zerknirschtem Herzen ablegte, auf Werner Staubach's Betrieb bis auf's Aeußerste gingen, wiesen nach: „daß in den letzten dreißig Jahren gar kein Student erstochen oder gar meuchlings ermordet war" (Werner Staubach zählte zwei und dreißig Jahre), „daß Werner Staubach noch nie mit einem weiblichen Wesen in irgend einem Verhältnisse gestanden, außer der Verlobung mit seiner Braut, die in aller Form und auf den Grundlagen der höchsten Decenz mit Erlaubniß der Eltern bestanden hatte", daß Werner Staubach seine Knabenjahre unter strenger elterlicher Aufsicht, seine Studentenjahre im Hause eines Oheims, der selbst Professor der Theo-

logie war, und seine Candidatenjahre als Hauslehrer zweier junger Reichsgrafen unter unmittelbarer Leitung des schon greisen Vaters dieser Herren selbst verbracht hatte. Die letzten zwei Jahre hatte er unter den Augen seiner Braut und ihres Vaters, in demselben Hause wohnend, verlebt und sich mit den Arbeiten zu den verschiedenen nothwendigen Examina beschäftigt. Sein Leben lag also aufgedeckt vor den Augen der Welt und es fand sich auch nicht ein Makel vor! Was brachte ihm dieß aber für Nutzen?

Vielleicht interessirt es Manchen unserer Leser, die Specialitäten des Geständnisses zu lesen, welches der Prediger Schulze ablegte, und für diese mag es hier folgen, so weit es uns bekannt geworden ist. Er erzählte, nachdem er die üblichen Fragen nach Stand, Alter u. s. w. beantwortet hatte:

„Daß er schon sechszehn Jahre im Amte sei und eine sehr kümmerlich ernährende Stelle in Wallrode habe. In Folge der wachsenden Noth, worin er mit seiner Frau und drei Kindern lebte, machte er verschiedene Versuche, eine bessere Stelle zu erhalten, scheiterte jedoch jedes Mal, wie er meinte, wegen Nichtanerkennung seiner Vorzüge. Als der alte Pfarrer in Groß-Werbingen mit Tode abging, leuchtete ihm ein neuer Hoffnungsstrahl. Der Müller des Dorfes — eine dort angesehene Persönlichkeit — war ihm gewogen und versprach seinen Einfluß zu seinen Gunsten aufzubieten.

Er reiste auf des Müllers Veranlassung sogleich nach dem Tode des alten Pfarrherrn hinüber nach Werbingen, predigte dort und suchte sich in aller Hinsicht beliebt zu machen. Es gelang ihm scheinbar, und er befestigte nun die Hoffnung auf Erfüllung seiner Wünsche auf ziemlich haltbaren Grund und Boden. Der Müller theilte ihm späterhin auch noch mit, daß mehre Gemeinde-Mitglieder geradezu den Wunsch ausgesprochen hätten, ihn, den sie näher kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hätten, lieber zum Seelsorger zu haben, als einen Fremden, von dessen Charakter man gar nichts wußte. Nach dieser Nachricht betrachtete er es als gewiß, Pfarrer in Groß-Werbingen zu werden, und wurde aus diesem Traume erst durch die Kunde erweckt, daß „ein Candidat Werner Staubach aus der Hauptstadt außerordentlich gefallen habe und sogleich zum Pfarrer erwählt sei!"

Seine hoffnungsreiche Stimmung ging nun in Verzweiflung über. Er wollte es sich durchaus nicht zugestehen, daß seine Folgerungen zu voreilig gewesen wären und daß er gar kein Recht zur Klage hätte. Er spiegelte sich falsche Ansichten der Sache vor und kam zuletzt — nach dem Besuche in Werbingen, wo er schon den Grund zu den Verläumdungen gelegt hatte — auf den Gedanken, die Zurückforderung der Vocation einzuleiten, um sich die Möglichkeit zu eröffnen, bei anderweitiger Ertheilung derselben berücksichtigt zu werden. Mit unverantwortlichem Egoismus

benutzte er nun hierbei seine eigenen Erfindungen über den Lebenswandel eines unbescholtenen Mannes, den er niemals gesehen und der nur durch den Vorzug, welcher ihm gegeben war, seine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatte. Aber wir bleiben nochmals dabei stehen, daß es unerklärlich ist, so dumm, so schlecht und so albern zu verfahren, wenn man sechszehn Jahre im Amte gelebt hat und aus Erfahrung wissen kann, daß es dem Gerichte leicht sein mußte, dem Verfasser der nichtswürdigen Eingabe auf die Spur zu kommen. Wir fügen nur noch hinzu, daß der Prediger Schulze durch Schilderungen seiner traurigen Lage das Mitleiden der Richter zu erregen versuchte, daß er aber dennoch seines Amtes entsetzt und für unfähig erklärt wurde, irgend eine Anstellung im Staate wieder zu bekleiden!

Was brachte dem Pfarrer Staubach dies aber für Nutzen? fragen wir nochmals. — — — —

Es war ein ganzes Jahr darüber vergangen. Der Frühling hatte bald sein Ende erreicht, als er sich endlich, gerechtfertigt vor der Welt, wieder auf den Weg machte, um sein Amt anzutreten. Wie hatte dies eine Jahr den Mann verändert! Seine Stirn war gefurcht. Ein eiserner Ernst faltete den Mund — das Auge blickte kalt. Sein fester Wille hob die Gestalt, aber sie zeigte in unbewachten Momenten eine traurige Hinfälligkeit. Seine Stimme, sonst in weichen Modulationen liebevolle Güte verrathend, war scharf geworden. Es lag ein gewisser kalter Pathos

darin. Genug, er war gelähmt an Leib und Seele! Vernichtet sein Glaube und sein Vertrauen, zerstört die elastische Heiterkeit seines Geistes, die ihn so unbeschreiblich geziert hatte. Er ging seinen Pflichten mit festem Willen entgegen, aber ohne Humanität — er schritt mit schwer erkämpfter Achtung vorwärts im Leben, aber ohne den heiligenden Frieden. Ihm war jetzt bei dem Scheiden aus den weltlichen Verhältnissen zu Muthe, als hätte er genug gelitten — er wolle sich nun zu Grabe bringen.

Mit dem Schulzen des Dorfes war er in Verbindung geblieben. Dieser hatte ihm denn auch gemeldet, daß die Gemeinde mit Sehnsucht seiner endlichen Ankunft entgegensehe und daß sie Alle unaufgefordert darauf bestanden hätten, während dieses Jahres das Haus zu bauen. Was ihm vor Jahresfrist Glück und Freude gewesen wäre, das wurde ihm jetzt Qual. Er fand das alte Haus nicht mehr, worin er mit heiligem Vertrauen und heiliger Freude sein erstes Wirken in diesem Orte begonnen hatte — er fand ein neues Haus, groß genug, schön genug, um einer Braut zu genügen, welche fein und vornehm gewöhnt war — aber die Braut war verloren gegangen. An der Stelle, wo ihr Bild geherrscht hatte, sah es öde aus. Er hatte dieß Bild hinausgewiesen aus seinem Herzen und wollte nie ein anderes dahin stellen. Er hatte den Herzensschrein verschlossen und den Schlüssel dazu im Meere seiner süßen Erinnerungen versenkt.

Der Jubel, womit er empfangen wurde, milderte kaum den Ernst seiner Züge — die Kränze der Begeisterung schienen ihm Hohn — der Gruß der Freude Falschheit zu sein.

Die Leute fühlten und sahen seine Verwandelung, aber sie fanden sie natürlich und ehrten sie mit ehrfurchtsvollem Schweigen.

Bald ruhte Friedensstille um ihn in dem reichgeschmückten schönen Hause — nur der Schulze weilte auf seine Bitten bei ihm und diesem vertrauete er Alles, selbst seine Gefühle. Der einfache Landmann begriff seinen Gemüthszustand. — Sie wurden Freunde!

Es vergingen in ungestörtem Gleichmuthe drei volle Jahre. Man hatte längst die Geschichte begraben und wunderte sich nur zu Zeiten darüber, daß man so dumm gewesen war, die Lügen zu glauben.

Der Pfarrer lebte sehr still. Zwei Zimmer des großen Pfarrhauses waren hübsch wohnlich decorirt. — Alles Andere stand leer und war fest verschlossen. Er hatte sehr gealtert. Seine einzige Beschäftigung war die Blumenzucht und darin hatte er im Dorfe eine liebenswürdige Rivalin. Justine, des Schulzen Tochter, zog auch Blumen. Die Gärten lagen neben einander — eine Dornenhecke von undurchdringlicher Dicke schied sie. Aber man konnte darüber hinweg schauen und der Geruch der kostbaren Nelken, Levkoyen, Violen und Reseda's konnte auch darüber hinwegdringen und sich mit einander vereinen. In dieser Zeit begann der

Enthusiasmus für Georginen und man sah den Pfarrer sowohl, als Justine mit unverdrossenem Eifer diese Prachtblume cultiviren.

Der Pfarrer hatte seine Georginen gestutzt und dann aufgebunden, ein neues Verfahren, um die Blüthen größer zu erzielen. Die Arbeit hatte ihn ermüdet — er saß etwas nachlässig und zusammen gesunken da.

Er gab nicht das Bild einer blühenden und kräftigen Männlichkeit ab, wie es sein Alter wohl mit sich bringen mußte. Die Müdigkeit seiner Seele war es, die sich in seinem Aeußern ausprägte. Sein Leben hatte keinen anregenden Zweck und sein Gemüth keine anregende Freude mehr. Er studirte — er lehrte — er tröstete mit ruhiger Beharrlichkeit, aber nicht mit belebendem Eifer. Seine Blumen blühten für ihn und welkten für ihn. Er hielt es aber nicht einmal der Mühe werth, sie jemand zu zeigen, selbst seiner Nachbarin nicht. Diese betrachtete nur aus der Ferne den Reichthum und die Pracht, und beeiferte sich dann, gleiche Resultate zu gewinnen.

Wir sehen, der gute Pfarrer war auf dem besten Wege, ein verknöcherter Junggeselle — der personifizirte Egoismus — zu werden. Der Schulze störte ihn, als er so dasaß in seiner prächtigen Epheulaube von dreißig verschiedenen Sorten.

Des Schulzen Gesicht drückte Unbehagen aus. Seine sonst so freundlichen Züge waren von Mißmuth

beschattet und er begann auch sogleich ohne alle Umschweife:

„Sie sollen mir Rath geben, Herr Pfarrer!"

„Recht gern, lieber Schulze, was gibt's denn?"

„Es betrifft meine Justine — das Mädchen macht mir das Leben recht schwer."

Der Pfarrer sah ihn groß an und schüttelte ungläubig den Kopf.

„Justine — Ihnen das Leben schwer?" fragte er. „Sie träumen wohl, alter Freund — das Mädchen ist ja ein wahrer Schatz Ihres Hauses."

„Ja, ja! Herr Pfarrer!" rief in komischer Verzweiflung der Schulze, „wenn sie nur häßlich wäre. Mir wäre es schon recht! Aber die Burschen sind toll, — Alle wollen sie Justinen zur Frau — heute der — morgen jener. Und sie will keinen — durchaus nicht!"

„Sie werden doch Ihre Tochter nicht zum Heirathen zwingen wollen?"

„Gott behüte mich! Aber, Herr Pfarrer — jetzt ist die Sache fatal — jetzt möchte ich, sie sagte „ja." Ein solcher Antrag kommt nicht wieder."

„Weiß sie schon darum?"

„Ja."

„Und was sagt sie dazu?"

„Sie sagt gar nichts — gar nichts. Ich kann nicht herauskriegen, ob sie will oder nicht. Sie hat mir geantwortet: Vater, wenn es nöthig ist, so will

ich Dir folgen und heirathen, wenn es aber nicht nöthig ist, so laß mich bei Dir bleiben!"

„Da hat sie aber sehr viel gesagt", sprach der Pfarrer mit leichtem Lächeln — „und sogar sehr deutlich hat sie gesprochen. Sie wollen aber gern, daß sie blos ja sagen soll?"

Der Schulze schob sein Mützchen hin und her auf dem Kopfe. „Herr Pfarrer, wenn es möglich wäre, ja, ich möchte, daß sie dießmal keinen Korb gäbe!"

„Wer ist denn der Freier?" fragte der Pfarrer gleichgültig.

„Des Schulzen Sohn aus Klein-Werbingen — ein prächtiger Mensch und steinreich. — Eigentlich ist es ein altes Abkommen, das wir im Scherze 'mal getroffen, allein gebunden sind wir Beide deshalb nicht. Unsere Kinder sind gleich alt und Justine hätte dort keine Schwiegermutter und dazu ein prächtiges neues Haus. Ja, Sie lachen über mich, aber, Herr Pfarrer, wir Bauern müssen Alles in Anschlag bringen."

„Ich lache nicht über Ihre Rücksichten, alter Freund, sondern nur darüber, daß Justine das neue Haus mit heirathen soll."

Jetzt lachte der Schulze auch. Dann begann er von Neuem:

„Was meinen Sie? Soll ich meiner Tochter nun sagen: ja, mein Kind, ich halte es für nöthig, daß Du heirathest?"

Der Pfarrer zuckte bedenklich die Achseln.

„Sie meinen nicht? Freilich, es sieht aus, als stieße ich sie von mir", setzte der Bauer nachdenklich hinzu, „denn sie möchte gern bei mir bleiben —. Aber wenn ich nun sterbe, Herr Pfarrer — oder wenn wir in's Altentheil *) gehen und mein Sohn heirathet —"

„Nun, das hat noch Zeit", begütigte ihn der Pfarrer. „Wie alt ist Ihr Wilhelm?"

„Sechszehn Jahre bald", erwiederte der Schulze kleinlaut. „Aber ich möchte gar zu gern, daß Justine recht gut ankäme, und sie kann nie besser sitzen, als drüben in Klein-Werbingen — so nahe bei uns — denselben Herrn Pfarrer, wie wir —. Was meinen Sie, bester Herr — ob Sie einmal mit ihr redeten — ihr die Sache vorstellten —. Sie hält viel von Ihnen — was Sie sagen, ist ihr ein Evangelium —"

„Eben deshalb möchte ich keine Verantwortung auf mich laden", entgegnete der Pfarrer gleichmüthig. „Wenn sie meinen Vorstellungen Gehör gäbe und nachher es bereuete, so würde mir dieß sehr unangenehm sein. Ich mische mich nicht gern in Heirathsgeschichten, diese müssen durch das Herz entschieden werden."

„Ich bin ganz Ihrer Meinung, Herr Pfarrer. Aber ich glaube, daß dießmal eine Unentschlossenheit und eine gewisse Vorliebe für mich die Ursache ist, daß

---

*) Provinzialismus. Ausdruck für die Bedingungen, unter welchen die Eltern dem ältesten Sohn den Hof übergeben.

Justine nicht gleich ihr Jawort geben will. Sie hat den jungen Burschen immer lieb gehabt und mehrmals geäußert: er sei gar nicht so roh und wild, wie die Andern. Sie kennen ihn ja, lieber Herr Pfarrer!"

„O ja, und ich gestehe, daß er mir in Justinens Stelle sehr gefallen würde."

„Nun, so thun Sie mir den Gefallen und stellen Sie meiner Tochter die guten Seiten dieses Antrages wenigstens vor und sagen Sie ihr, daß sie sich entschließen solle, wenn sie August lieb hätte, wollen Sie?"

Der Pfarrer sagte zu, obwohl er es ungern that. Er hielt eine Herzens- und Heirathssache nicht zu seinem Forum gehörig und hatte eine ganz absonderliche Scheu, mit Braut- und Liebespaaren zu verkehren. Auch schon ein Stadium der Junggesellenjahre.

Am nächsten Morgen, ganz früh, im Thau der Nacht und beim ersten Schlag des Finken, ging der Pfarrer wieder hinab zu seinen Georginen. Er hatte den Schulzen und seine Justine und des Schulzen August zu Klein-Werbingen ganz vergessen. Es war ein prachtvoller Morgen! Ein Morgen, fähig, einen Todten aus seinem Schlafe zu erwecken und ihm neue Lebenslust einzugießen. Der Pfarrer war heute nicht so müde wie gestern. Sein Auge glänzte und die schmalen, blassen Wangen färbten sich. Seine Blumen thaten aber auch alles Mögliche, um ihm Freude zu bereiten. Sie blüheten unter seinen Augen auf. Sie öffneten die herrlichen Kelche, um die Thautropfen

einzusaugen, und wiegten sich coquett im ersten Morgenstrahle. Der Pfarrer hatte heute für Alles Sinn und Aufmerksamkeit. Sein Gemüth war mehr als je erschlossen für Gottes Güte und Herrlichkeit — seine Seele erhob sich auf den Schwingen der Andacht und Verehrung und sein Herz pulsirte rascher unter dem Hauche der reinen Freude. Es kommen in jedem Menschenleben solche Augenblicke vor und sie sind häufig der Wendepunkt eines Geschickes. Der Pfarrer betrachtete mit höchster Aufmerksamkeit das Entfalten einer kleinen, einfachen Mohnblume. Wie fest auch die grüne Kapsel der Knospe die farbigen Blättchen zusammenhielt, der Strahl der Morgensonne entfaltete sie mit aller Macht. Sie sprengten die grüne Hülle, sie dehnten sich, sie glätteten sich — der Morgenwind strich spielend darüber hinweg — endlich stand die Blume da — frisch, roth, glühend im neuen Leben.

Ein leises Geräusch im Nebengarten weckte den Pfarrer aus dieser Betrachtung. Er sah auf und erblickte Justine zwischen ihren Blumen. Ihm fiel sogleich die Bitte des Schulzen ein und zugleich fühlte er auch Lust, sich, dem Wunsche des Vaters gemäß, des Auftrages zu entledigen. Er benutzte seine eigene gute Laune und rief Justine freundlich heran.

Das Mädchen trat arglos an die Dornenhecke und bot dem Herrn Nachbar die Hand zum guten Morgen.

„Ihr Vater ist gar nicht mit Ihnen zufrieden, Justine", begann der Pfarrer im väterlichen Tone,

„und ich habe ihm versprochen, ein Wort des Ernstes mit Ihnen zu reden.“

Die Hand des Mädchens zitterte plötzlich unter dieser Anrede und sie zog sie hastig zurück. Ein Roth der Verwirrung übergoß das sonst wenig gefärbte Gesicht und sie war nicht im Stande, eine Silbe zu erwiedern. Der Pfarrer wunderte sich nicht darüber, denn Schüchternheit war ihr Fehler geblieben.

„Warum wollen Sie August Radmann von Klein-Werbingen nicht heirathen, Justine, da Sie ihn doch immer gern haben leiden mögen?“

Justine mußte auf diese directe Frage antworten, das fühlte sie; deshalb nahm sie allen Muth zusammen und erwiederte einfach:

„Ich möchte gern bei meinem Vater bleiben, Herr Pfarrer.“

„Ihr Vater wünscht Sie aber verheirathet zu sehen —“

Das Mädchen hob in diesem Augenblicke ihre Augen mit einem solchen Ausdrucke von Beklommenheit und Angst zu dem Pfarrer auf, daß er sich, ganz betroffen, selbst unterbrach und gütig hinzufügte:

„Ihr Vater wird Sie aber nicht zwingen, ihn zu verlassen, und es ist auch meine Absicht nicht, Sie zu überreden. Aber, Justine, meinem Versprechen zufolge, das ich Ihrem Vater gegeben habe, will ich Ihnen ganz offenherzig gestehen, daß ich diese Heirath für ein Glück halte und daß Sie nicht aus Eigensinn und

Unentschlossenheit ein gutes Herz von sich weisen sollen. Sie sind ein gutes und verständiges Mädchen und werden nicht einer Laune wegen den Mann kränken, dem Sie herzlich gut sein sollen. Es wäre unverantwortlich von Ihnen, wenn Sie aus Sprödigkeit einen Antrag nicht berücksichtigen wollten, der wirklich vortheilhaft ist. Es wäre eine Thorheit, die sich durch spätere Reue von selbst bestrafen würde. Das bedenken Sie, liebes Kind!" —

Der Pfarrer hatte während dieser langen Rede seine Augen fest und unverwandt auf das Gesicht Justinens geheftet und ihm konnte nicht die geringste Bewegung dieser fein gebildeten, schönen Züge entgehen. Ihn beschlich das Gefühl stiller Verwunderung. Das Bild seiner einfachen Mohnblume, deren Entfalten er eben belauscht hatte, trat vor seine Seele. Auch hier entwickelte sich sichtlich unter seinen Augen ein Leben, ein Blühen, aber ein bewußtes Leben, eine Seelenblüthe! Wie ein Lichtstrahl zuckte es über ihre Stirn — die gesenkten Augen hoben sich — ein süßes, schmerzliches Lächeln legte sich verklärend um die eng geschlossenen Lippen. — Ein Maler würde dieß Gesicht jetzt zum Muttergottesbilde verklärt haben — der Pfarrer dachte nur an seine erblühte Mohnblume!

Als er jetzt schwieg, einigermaßen befangen und gespannt auf das, was kommen würde, entgegnete das Mädchen mit ganz klarem Stimmentone und ohne Schüchternheit:

„Herr Pfarrer, ich verdiene Ihre Vorwürfe nicht. Ich halte es für eine Sünde, einen Mann zu heirathen, den ich nicht über Alles in der Welt liebe und verehre. Ich weiß es ganz gewiß, daß ich sterben müßte, wenn mein Vater mich zwänge, einen Mann zu heirathen, dem ich nicht aus vollem Herzen mein Ja geben könnte.“

Der Pfarrer stutzte. Jetzt wurde es ihm interessant, weiter in den Gedankenflug eines Mädchens einzudringen, das er, in ihrer schüchternen Zurückhaltung, für rein verständig und sehr einfach gehalten hatte.

„Und Sie lieben diesen Freier nicht mit der Ausschließlichkeit, wie sie den Mann zu lieben wünschen würden, dem Sie als Ehefrau zu folgen sich entschließen könnten?“ fragte er mit weit achtungsvollerem Tone, als früher.

„Nein, so liebe ich August Radmann nicht“, antwortete Justine ganz bestimmt, obwohl ihre Schüchternheit wieder überhand zu nehmen schien und den Ton ihrer Stimme beben machte.

„Dann thun Sie nicht allein Recht, daß Sie Ihr Jawort verweigern, sondern Sie sind auch verpflichtet, Ihrem Vater zu erklären, daß Sie jedenfalls diesen Antrag zurückweisen wollen, auch wenn sein Wunsch damit übereinstimmte. Sie haben zu Ihrem Vater gesagt: wenn es nöthig ist, so will ich Dir folgen und heirathen —“

„Es war nur ein Augenblick der Verzweiflung, wo

ich mich zu diesen Worten hinreißen ließ", unterbrach Justine den Pfarrer ziemlich hastig. „Nachher sah ich die Unmöglichkeit gleich wieder ein. Ich kann dieß Haus, ich kann den Garten, ich kann das Dorf nicht verlassen — ich kann es nicht — jetzt nicht — vielleicht niemals — mein Vater muß mich hier leben und sterben lassen! —"

Nach diesen in Aufregung und Leidenschaft hervorgestoßenen Worten wendete sie sich rasch um und schritt durch den Garten ihrem Hause zu. Der Pfarrer sah ihr nach und bemerkte, daß sie weinte.

Die Knospe war gesprengt, die Blüthe entfaltete sich.

Der Pfarrer ging sinnend in seinem Studirzimmer auf und ab. Ihm dämmerte das Licht einer neuen Morgenröthe, aber er wünschte keinen neuen Tag. Ihm war wohl geworden bei seinem allmähligen Absterben des Gefühles. Wozu noch einmal ein Glück versuchen, das noch dazu äußerlich so sehr viel gegen sich hatte. Verschiedenheit der Bildung — Verschiedenheit des Standes — Verschiedenheit im Aeußern und im Innern! Aber Einklang im Herzen? Eine selige Freude hob seine Brust, als er sich sein Leben vorstellte; geliebt von einem Weibe, geliebt von Kindern zu werden, die ihn Vater nannten!

Tage und Wochen waren aber schon nach dem eben geschilderten Morgen vergangen, als er zu diesem Gedanken kam. Die Einwirkung, welche die tiefe, aber geheim gehaltene Liebe eines Weibes auf das

Männerherz auszuüben vermag, hatte schon das ihrige gethan. Die unbeschreibliche Lieblichkeit Justinens war schon in das rechte Licht gerückt und hatte eine erst unmerkliche, dann heftigere Herzensregung zu Wege gebracht. Bei solchen Fortschritten innerer Blüthe muß zuletzt das Herz aufgehen.

Der Pfarrer sprach endlich mit dem Schulzen.

Wer malt aber die Verwunderung, das Erstaunen, das Entzücken dieses braven Mannes! Und dennoch machte er Einwendungen und ermahnte den Pfarrer zu reiflicher Ueberlegung.

Aber dieser war glücklicherweise schon zu dem Punkte gekommen, wo alle Ueberlegung aufhört, weil das Gefühl überwältigend geworden ist. —

Justine, diese reine, schöne und liebliche Blume blühete im nächsten Sommer im Pfarrhause, zur Wonne ihres Gatten, der ihrer Entfaltung mit andächtiger Liebe zusah.

Er wurde ein sehr glücklicher Mann und ein sehr glücklicher Vater!

7.

Ein trauriger Wahn.

Wir sehen zwei Frauen im Dämmerlichte eines heitern Märztages am Fenster sitzen und plaudern. Rechts sitzt die Frau des Bötticher Pahldik — eine Frau von vier und dreißig Jahren, schlanker Figur und blassem, ernstem Gesichte. Sie sieht älter aus als sie ist. Eine tiefe Falte schattet die breite Stirn und verleiht dem schon ernsten Mienenspiele den Ausdruck von Trauer. Oft ist eine solche Falte bei Frauen nur Folge übler Angewöhnung — hier schien sie das Resultat langen, heimlichen Grämelns zu sein.

Ein Gegenbild dieser Erscheinung bildete Frau Hempel, die junge Ehefrau des Schuhmachermeister Hempel, der Besitzer des Hauses war, aber dessenun-

geachtet die obere Etage bewohnte. Eine Repräsentantin kindlicher Heiterkeit und blühender Jugend, saß dieses junge Weib da und horchte mit athemloser Spannung auf jedes Wort, das Frau Pahldik erzählte. Nur bisweilen schweifte ihr Blick zur Thür hin und verrieth dann eine stille Besorgniß, sonst hing sie mit ungetheilter Aufmerksamkeit dem schaurigen Vergnügen nach, das ihr die Mittheilungen der Erzählerin bereiteten. Sie hatte ein Knäbchen oben in der Wiege liegen — wenn das nur ein Weilchen ruhig liegen bleiben wollte, damit sie alles erfahren konnte, was sie so unbeschreiblich interessirte, trotz des Schauers von Furcht und Grauen, welcher immerfort ihren Körper überlief.

„Das ist ja schrecklich", sagte sie endlich, furchtsam um sich blickend.

Frau Pahldik lachte bitter vor sich hin. „Sie finden dieß schon schrecklich, Gevatterin", antwortete sie langsam und wichtig.

„Aber ist denn Ihr Mann schon lange des Nachts aufgestanden, um zu beten?" fragte Frau Hempel. „Er kann ja am Tage genug beten."

Frau Pahldik antwortete nicht, sondern strich mit der Miene der Unschlüssigkeit die Falten ihrer Schürze glatt.

„Ist er denn geisteskrank?" fragte die junge Frau.

Noch immer war Frau Pahldik in Streit mit sich, ob sie endlich einmal ihr Herz öffnen und es durch

rückhaltlose Mittheilung von einer unerträglichen Bürde befreien sollte. Eine geeignetere Vertraute, als diese harmlose, freundliche Frau, die fremd im Städtchen war, konnte sie nicht finden und eine passendere Stunde auch nicht. Ein gequältes Menschenherz fühlt bisweilen plötzlich die Nothwendigkeit zu klagen, um nicht vor innerm Harme zu bersten.

Frau Hempel wartete bescheiden auf ihr Vertrauen — sie hätte für's Leben gern hinter diesen Vorhang geschauet, der etwas Wunderbares verbergen mußte, und dennoch fürchtete sie sich vor dem inhaltschweren Geständnisse wie ein Kind.

Als Frau Pahldik beharrlich schwieg, wiederholte sie schüchtern ihre Frage und setzte hinzu: „Es wäre vielleicht gut, wenn Sie einen Arzt zu Rathe zögen —"

Frau Pahldik lachte kurz auf: „Gegen dergleichen Uebel verschreibt kein Doctor etwas. Ich will Ihnen es kurz genug erklären, was uns drückt und was meinem unglücklichen Manne die Ruhe nimmt: er ist vom Teufel besessen!"

Frau Hempel machte große Augen und schlug unwillkürlich ein Kreuz, aber sie fühlte dennoch eine leichte Anwandlung von Mißtrauen gegen die Wahrhaftigkeit und Wirklichkeit einer solchen Behauptung, da sie, obwohl Katholikin wie die Pahldik, inmitten einer protestantischen Bevölkerung groß gezogen und erst jetzt hierher gekommen war.

„Vom Teufel besessen?" wiederholte sie bedeutungs-

voll. „Ja, in der Idee, liebe Gevatterin, in der Idee — er ist also wirklich geisteskrank?"

„Sie verstehen das nicht, Gevatterin", entschied Frau Pahldik kurz und bündig. „Mein Mann ist wirklich und wahrhaftig vom Teufel besessen, das heißt, der Teufel hat Gewalt über ihn zu jeder Stunde, weil mein Mann bei seiner Taufe von seinen gewissenlosen Gevattern dem Teufel für zehn Thaler verkauft ist!"

„Dem Teufel, Gevatterin — dem wirklichen Teufel in Person?" fragte Frau Hempel noch immer ungläubig, obwohl sie schon mit Besorgniß die dunklern Schatten in den Zimmerecken betrachtete.

„Dem wirklichen, lebendigen, schwarzen, kohl- und rabenschwarzen Teufel!" eiferte die Frau mit hervorquellenden Thränen. „Und das ist eine Qual, Gevatterin, die geht über Höllenqual hinaus."

„Aber — ist das nicht Aberglauben?" schaltete Frau Hempel ein.

„Wollte Gott, es wäre Aberglauben. Was man aber sieht, hört und fühlt, das muß doch mehr als Aberglauben sein. Sogar das Document über den Verkauf seiner Person an den Teufel hat mein Mann in Händen —."

Frau Hempel fuhr schreckhaft zusammen. Gegen Documente hielt ihr freigeisterischer Zweifel nicht Stich. Mit der Begierde der Kindheit lauschte sie von jetzt an den Berichten der Böttcherfrau, welche eine Menge Beweise für ihre Behauptung aufstellte und alle Ein-

zelnheiten auf das Genaueste beschrieb. Da hatte ihr Mann einst ruhig neben ihr gesessen und Faßbände zugerichtet; plötzlich war ein Angstschrei von seinen Lippen geflohen und er hatte das Messer heftig gegen einen Gegenstand erhoben, der ihm ganz nahe gekommen sein mußte, ohne von ihm bemerkt worden zu sein. So wie damals, sei der Teufel ihm immer unmerkbar genahet, um zu verhüten, daß ihr Mann durch Anrufung seines Heiligen (wir erinnern, daß beide Familien katholisch waren) und durch das heilige Kreuz des Gottesschutzes, ihn fern ab hielte.

„Sahen Sie denn den Teufel auch?" fragte Frau Hempel ganz leise.

„Den Teufel sieht nur der, welcher unter seiner Gewalt lebt", entgegnete Frau Pahldik sehr ernst. „Aber ich sah, wie mein armer Mann gegen ihn kämpfte und mit ihm rang. Ich hörte, wie sie Beide stöhnten und ächzten — und ich fühlte, als ich schreiend meinen Mann festhielt, wie der Teufel ihn hin und her zerrte —."

Frau Hempel zitterte wie ein Kind vor Furcht. „Haben Sie denn nie mit Ihrem Beichtvater gesprochen über dieß Unglück?" fragte sie und sah ängstlich hinter sich, ob auch der Teufel nicht hinter ihr stehe, um sie für diese vermessene Frage an den Ohren zu zwicken.

„Unser Pfarrer ist ein Klarmacher" — entgegnete Frau Pahldik bitter — „er wollte uns überreden, daß

es Einbildung sei und eine Nervenkrankheit, die meinen Mann beängstige —. Er sagte: er könne uns kein anderes Mittel anrathen, als „Arbeit und Gebet!"

„Arbeit und Gebet" — repetirte Frau Hempel aufmerksam. „Es ist wahr, bei der Arbeit hat man keine Zeit für den Teufel und beim Gebet hat er keine Lust zu uns" — setzte sie sinnend hinzu. „Aber der Gevatter Pahldik ist kein Faullenzer — er arbeitet fleißig! Freilich bisweilen kaum eine Minute, dann schlägt er um sich und rennt in's Haus, wie unsinnig."

„Das ist eben der Beweis für unsere Behauptung", erwiederte Frau Pahldik melancholisch. Er fängt guten Muthes an und unversehens packt ihn der Böse an und kneipt ihn. Ich könnte Ihnen Geschichten erzählen, daß sich Ihnen die Haare emporsträuben würden."

Frau Hempel, dieß große Kind, bat leidenschaftlich, weiter zu erzählen. Sie schüttelte sich vor Furcht und doch horchte sie mit wachsendem Interesse den Erzählungen, die immer schauriger und lebendiger wurden, je mehr die Berichterstatterin in Eifer gerieth. Der Damm war gebrochen, den die arme geplagte Böttcherin um das unglückselige Geheimniß zu ziehen für nöthig befunden hatte und wie eine Fluth brausender Wellen drang nun Alles aus ihrer Brust hervor, was da so lange gewüthet hatte. Das thörichte junge Weib, das mit Leib und Seele in den Schauern des Entsetzens untergegangen war und schon längst jeden Zweifel an die Wahrheit und Wirklichkeit der Ge-

schichte begraben hatte, gab zuletzt eine Zuhörerin ab, wie sie sich die Böttcherin nur wünschen konnte. Die Ellnbogen auf dem Tische aufgestützt, die Augen groß und starr auf die Erzählerin geheftet, so saß sie da, ohne zu beachten, daß Minute an Minute verstrich und daß das Dämmerlicht des Abends hereinbrach.

„Und das ist wahr — Alles wirklich und wahrhaftig wahr?“ fragte sie immer wieder, obwohl sie es nun glaubte.

„Ich nehme das Sakrament darauf“ — betheuerte Frau Pahldik.

Ein Holzstück im Ofen knackte etwas vernehmlich und brachte die junge Mutter, die ihren Knaben unter diesen Mittheilungen gänzlich vergessen hatte, plötzlich zu sich. — „Jesus Maria“, rief sie erschrocken und sah ängstlich um sich. „Es dunkelt ja schon stark. — Ich möchte nur hinaufgehen. Was rumort denn in Ihrem Ofen, Gevatterin. Mir wird ganz unheimlich — der Teufel wird uns doch keine Visite machen wollen“ — scherzte sie gezwungen.

„Der hat wohl mehr zu thun, als sich um ein paar arme Weiber zu bekümmern“, entgegnete Frau Pahldik. „Ich fürchte mich heillos vor der Nacht — denn das Rumoren allnächtlich jetzt, das übersteigt doch Alles, was bis jetzt geschehen ist. Stundenlang liegt mein Mann auf den Knien und wehrt ihn ab. Gott mag wissen, wie es endet!“

Frau Hempel empfand endlich Gewissensbisse dar-

über, daß sie ihr Kind so lange verlassen hatte und schied von ihrer Gevatterin. Als sie zitternd die etwas dunkel belegene Treppe hinaufstieg, dachte sie an das Glück, daß sie einen Mann habe, der nicht vom Teufel besessen sei. Ihr Heinrich war fleißig, lustig und gut. „Ja, ja", flüsterte sie heimlich — „Arbeit und Gebet ist ein gutes Recept gegen den inwendigen Teufel, aber die Heiligen mögen doch jeden guten Menschen vor dem wahrhaftigen Bösen, der umgehen soll, behüten und bewahren!"

Als sie eintrat in ihr Stübchen, blickte ihr Mann schelmisch vom Dreibein zu ihr auf. „Hast wacker geklatscht, Riekchen", scherzte er. „Du bist über eine Stunde ausgeblieben." —

Das junge Weib erschrack ordentlich. Eine Stunde, eine ganze Stunde verplaudert? Ihr freilich war zu Muthe, als sei sie ein Jahrzehent älter geworden. Was hatte sie nicht erfahren! Unglaubliches — Unerhörtes! Das schwere Geheimniß drückte ihr das Herz ab. Sie mußte ihre Brust erleichtern und dabei zu erfahren suchen, ob ihr guter Mann auch nicht zu befürchten habe, jemals vom Teufel heimgesucht und geplagt zu werden.

Aber es saß ein Lehrling neben dem Meister — der durfte nichts hören! Sie schickte ihn hinab zum Brunnen, um einen Eimer Wasser zu holen, den sie brauchte. Kaum hatte dieser die Thür hinter sich, so legte sie zärtlich die Arme um ihres Mannes Nacken und flüsterte:

„Ach, Hempelchen, was habe ich erfahren müssen! Denke nur, Böttcher Pahldik ist vom Teufel besessen!"

Der Schuhmacher lachte hell und fröhlich auf.

„Hempelchen, lache nicht — wahrhaftig, die Geschichte ist wahr!" betheuerte die Frau.

„Damit habt Ihr Gevattersleute Euch also die Zeit vertrieben", neckte der Schuhmacher. „Die alte Pahldik ist nicht klug mit ihrem Teufel!"

„Du glaubst nicht an einen wirklichen Teufel?" fragte sie.

„Nein, Riekchen. Eben so wenig, wie ich an Gespenster glaube und an wirkliche Engel."

„Heinrich — lache mich nicht aus — ich ängstige mich, daß es Dir auch 'mal so ergehen könnte, wie dem Böttcher. Die Geschichte soll sich mit innerer Angst, mit seltsamem Getöse in und um den Menschen anfangen — Heinrich, Du hast doch wohl noch nichts gehört und gefühlt." Der jungen Frau standen die Thränen in den Augen und das entwaffnete den Mann, der eben in halb und halb zornigen Reden sie zurecht weisen wollte. Er begnügte sich, den sarkastischen Ton beizubehalten und erwiederte muthwillig:

„Ja, Schätzchen, Wahrheit muß wahr bleiben. Wenn ich hungrig bin, höre ich freilich meinen Magen knurren — manchmal bellt er sogar. Wenn ich müde bin, schreit es J—a— in mir, daß ich den Mund weit aufsperren muß. Wenn ich mich freue, hüpft es in mir

wie ein Eichhörnchen und wenn ich ärgerlich bin, brummt es wie ein Murrkater." —

Die Frau lachte und hielt ihm den Mund zu. Der Lehrjunge tappte sehr vernehmlich die Treppe herauf. Eigentlich war dem jungen Weibe bei der Lustigkeit ihres Mannes ein Stein vom Herzen gefallen, aber, wie Frauen immer sind, sie wollte um so eher an dem dummen Aberglauben festhalten, je lächerlicher er dem Manne vorkam.

„Aber Gevatter Pahldik hat wirklich mit dem Teufel zu thun — er hat ihm sogar ein Document entrissen, worauf steht, daß Pahldik dem Teufel verschrieben sei —." Der Lehrjunge setzte jetzt draußen den Eimer nieder und öffnete die Thür.

„Gevatter Pahldik ist ein Narr", polterte Hempel heraus.

„Du glaubst also nicht an die Geschichte?" fragte sie flüsternd, denn der Lehrjunge näherte sich, um sich wieder an seine Arbeit zu setzen.

Meister Hempel strich sich bedeutsam mit der Hand über die Stirn. „Ich habe gottlob meinen Verstand noch" — murmelte er. Der Lehrjunge mußte trotz der angewendeten Vorsicht, ihn nicht zum Mitwisser eines leider schon weltbekannten Geheimnisses zu machen, sehr gut errathen haben, wovon die Rede sei, denn er sagte ohne alle Veranlassung: — „Eben kam Meister Pahldik auf den Hof gefahren, wie ein Verrückter und schnaufte und prustete, wie besessen! —"

„Ach, du mein Heiland und Erlöser", rief Frau Hempel von Neuem aufgeregt, „die arme Frau Pahldik! Nun geht es schon am Abend los!"

Der Lehrjunge lächelte verschmitzt und wollte sich auf weitere Erörterungen einlassen, allein Meister Hempel machte ein ernsthaftes Gesicht und erklärte: er wolle von der Albernheit nichts mehr hören. Im Stillen nahm er sich aber vor, mit seinem Hausgenossen bei Gelegenheit ein ernstes Wort zu reden, um der Sache auf den Grund zu kommen.

Die Frau pflegte ihres Eheherrn Wort in Ehren zu halten, deshalb ging sie still in's kleine Nebenzimmer, um nach ihrem kleinen Säugling zu sehen und Anstalten zu dem frugalen Abendbrodte zu treffen.

Der Meister vertiefte sich wieder in seine Arbeit — sein Lehrling dachte jedoch mit verdoppelter Aufmerksamkeit an die Scene, die er eben im Hofe erlebt hatte, und beschloß: der Meisterin jedenfalls dieselbe mitzutheilen, wenn der Meister den Rücken wenden sollte.

Das Haus, worin wir diese Leute kennen gelernt haben, gehörte dem Schuhmacher Hempel, war aber während seiner Minorennität und Wanderschaftszeit an den Böttchermeister Hempel vermiethet gewesen. — Da es dem Schuhmacher an Bequemlichkeit nichts verschlug, so zog er es vor, selbst jetzt, als er sich in seiner Vaterstadt niederließ und sich aus der Fremde ein hübsches Weib holte, das Parterre-Quartier dem

Böttcher zu belassen und sich oben einzurichten. Hempel war ein arbeitsamer Mann, der viel zu Hause blieb und sich mit den fremdgewordenen Nachbarn wenig einließ. Daher kam es, daß ihm des Böttchers fixe Idee nicht bekannt wurde.

Pahldik hatte ein sonderbares, tiefsinniges Wesen. — Das mußte Jedem auffallen. Er war meistentheils in sich gekehrt, trübe gestimmt, sprach fast gar nicht und geberdete sich beim Gehen und bei der Arbeit seltsam genug, um das Lachen zu erregen. Er schlug mit den Händen, zum Beispiel, um sich, in die leere Luft hinaus, wehrte etwas von sich ab, was Niemand sah, bekreuzigte sich von Minute zu Minute und holte von Zeit zu Zeit tief aufröchelnd Athem, wie ein zum Tode Erschöpfter. Alles das kannte Hempel natürlich, aber er schob es auf körperliche Leiden und Angewöhnungen. Da ihm Niemand Aufklärung gab, so forderte er auch Keinen dazu auf, also blieb er im Dunkeln über den Ursprung dieser Pantomimen. Das pfiffige Lächeln seines Lehrlings belehrte ihn freilich, daß er hier einem öffentlichen Geheimnisse auf die Spur kommen würde, allein er würde geglaubt haben, seinem Respecte etwas zu vergeben, wenn er den Knaben ausforschte. Deshalb verlegte er die Aufklärung auf günstigere Gelegenheiten.

Als das Abendbrodt angerichtet werden sollte und die junge Meisterin den Burschen in's Nebenzimmer rief, um das Kind so lange zu warten, da machte dieser

seinem Herzen Luft und erzählte ganz ausführlich, in welchem Zustande Pahldik, auf seinem Leiterwägelchen sitzend, zu Hause angekommen war. Er hätte fertige Fässer am Nachmittage nach dem Rittergute Vollberge hinausgebracht, meinte er altklug, und da müsse der Teufel ihm aufgepaßt haben auf dem Rückwege. Der jungen Meisterin war es unangenehm, wieder an die Geschichte erinnert zu werden, aber ein Weib bleibt ein Weib; sie ließ sich trotz des üblen Eindruckes doch wieder von der Neugierde zu Fragen hinreißen und hörte nun Geschichten, die weit fürchterlicher waren als alle die, welche sie schon vernommen hatte. Natürlich. Denn vom Munde zum Munde wuchs das Ungeheuer und hatte im Kreislauf seiner Bahn eine Gestalt angenommen, die an's Entsetzliche grenzte. Die Meisterin fühlte dieß und fand sich fast belustigt davon. Erst das Eintreten ihres Mannes störte endlich eine Unterhaltung, die interessant für beide Theile gewesen war. Der Meister hatte aber Alles gehört. Er bewies aus diesen Uebertreibungen seiner jungen, aufgeregten Frau die Unhaltbarkeit solcher Dinge und er versprach ihr, die nächste Gelegenheit zu ergreifen, um den sonst ehrenwerthen Böttcher Pahldik darauf aufmerksam zu machen, zu welchen Vermuthungen sein seltsames Betragen Veranlassung gegeben hatte. — —

Die Nacht breitete ihre besänftigenden Schwingen über der Erde aus. Im Hempel'schen Hause war Alles zur Ruhe gegangen. Das kleine Kind der jungen

Eheleute schlief vernünftiger Weise sonst sehr gut und verbrachte nie die Nächte damit, um seinen armen Eltern das Leben sauer zu machen. In dieser Nacht war es unruhig. Es mochte etwas von dem Teufelkram in die Muttermilch gedrungen sein, das dem Kindchen Träume erweckte. Frau Hempel war genöthigt aufzustehen, um das kleine störrische Wesen im Zimmer umher zu tragen. Sie dachte mit keinem Gedanken an die Märchen, die sie am Abend so sehr beschäftigt hatten. Ihre Angst richtete sich ausschließlich auf die Idee, daß dem Kinde etwas fehlen möchte. Eine Mutter, die um ihr Kind besorgt ist, weiß nichts von Teufeleien und Geisterspuk — mit ihr pflegen die Engel zu sein. Das Kind schlief endlich wieder ein. Behutsam neigte sich die junge Mutter und legte es in seine Wiegenkissen. Da dröhnte ein Schlag durch's Haus, grausig in der stillen Nacht widerhallend. Ein geisterhaftes, eigenthümliches, dumpfes und übernatürliches Stöhnen folgte dem Schlage. — Schrecken durchrieselte das Herz der Frau! Sie horchte mit stockendem Athem! Alle die grausigen Dinge, womit man ihr am Tage die Phantasie angefüllt hatte, standen mit diesem dröhnenden Schalle wieder auf. — Wieder tönte der fürchterliche Schlag — wieder folgte ein Schwirren, ein Wimmern, das von Menschenlippen, aus einer Menschenbrust nicht gekommen sein konnte. Zum dritten Male drang der Krach durch die ungestörte Ruhe des nächtlichen Schweigens zu

ihr auf — jetzt aber fühlte sich die Frau gleichsam überwältigt von Angst und Grauen. Sie rief ihrem Manne zu. Hempel erwachte sogleich, allein er hatte auch jetzt, wie immer, ein scherzendes Wort für ihre Noth und rieth ihr, das Bett über die Ohren zu ziehen. Was blieb dem Weibchen auch weiter übrig. Sie verkroch sich zitternd und bebend in ihre Kissen und dankte Gott, daß es Morgen war, als sie wieder erwachte. Daß sie von den Neckereien ihres Mannes nicht verschont blieb, wird keiner Versicherung weiter bedürfen. Sie selbst schämte sich auch ihrer Furcht und war um so eher geneigt, den Krach und Schlag ganz natürlich zu erklären, als der Lehrbursche vom Hofe heraufkam und ganz verwundert von der Heiterkeit und Freundlichkeit des Meister Pahldik berichtete, der schon flink bei der Arbeit sei und sich ein Stückchen dazu pfeife, was bis dahin noch Niemand von ihm gehört hatte.

Im Morgenlichte verschwinden die Phantome der Nacht. Der junge Tag mit seinem frischen Hauche verjagt den Nachtgraus und pflanzt als Sieger die lachende Lust als Siegestrophäe auf.

Frau Hempel wurde von ihrem Manne arg geneckt mit der Furcht, die sie vor dem unsichtbaren Krache gehabt hatte. Sie lachte jetzt selbst darüber, obwohl sie bei der Behauptung stehen blieb, daß ein widernatürlicher Schall und ein grauenerweckendes Stöhnen sie in Schrecken gesetzt hätte.

Als der Morgen mit seinen warmen Sonnenstrahlen höher stieg, nahm die junge Frau ihren Knaben in den Mantel, um ihn in die frische Luft zu tragen. Eigentlich leitete sie mehr die Neugier, als die Sorge, das Kind an die Luft zu gewöhnen. Sie ging in den Hof, nach dem Schuppen, wo der Böttcher seine Werkstatt aufgeschlagen hatte, um sich von der Veränderung zu überzeugen, von welcher ihr der Lehrbursche erzählt hatte. Im Innersten ihres Herzens war sie erfreut von derselben, weil sie darin eine Verbesserung der Lage einer Frau erblickte, die sie wirklich zu schätzen Gelegenheit gefunden hatte und deren trüber Ernst ihr jetzt weh that, nachdem sie die Erfahrung gemacht, daß er aus so trübseligen Quellen hervorging.

Der Böttcher ging frisch und fröhlich um sein Faß und schlug tactmäßig die Bände fest. Als die junge Frau herantrat zu ihm, lüftete er seine Mütze und nickte ihr freundlich zu. Es entspann sich ein Gespräch zwischen ihnen. So frei und klar hatte sich der Mann noch nie ausgedrückt, als an diesem Morgen. Frau Hempel war ganz verwundert. Auch seine seltsamen Pantomimen — seine Gesten in die leere Luft fielen weg, sein Auge irrte nicht ängstlich und zuckend von einem Gegenstande zum Andern, es haftete ziemlich stätig dort, wohin er es richtete und außer einer leichten Blässe seines Gesichtes, schien er kräftiger und aufgerichteter, als jemals, zu sein.

Nachdem Frau Hempel wohl eine halbe Stunde

in seiner Nähe geweilt und theilweise sogar mit ihm gesprochen hatte, fiel ihr ein, daß sie wissen möchte, was die Böttcherfrau zu dieser merkwürdigen Veränderung sagen würde. Sie fragte, ob Frau Pahldik in der Stube sei.

„Ja wohl" — antwortete der Mann entschieden und ganz ruhig. Sie liegt im Bette. „Ich habe sie in der Nacht todtgeschlagen!"

Wir unterlassen es, den Eindruck zu schildern, den diese Erklärung auf Frau Hempel machte. Zuerst zwar hielt sie dieselbe für einen dummen Witz — für einen Einfall, wie ihn Halbwahnsinnige unbedacht hinsprechen. Allein als Pahldik den Schlägel, womit er gearbeitet hatte, emporhob und auf einige Blutflecke zeigend, die ziemlich deutlich an dem untern Ende zu sehen waren, hinzufügte: — „Mit dem Schlägel habe ich sie geschlagen —! Ich denke, es war der leichteste Tod, den ich ihr geben konnte. Stechen war riskant. Ich traf sie vielleicht nicht auf dem rechten Flecke und dann mußte sich das arme Weib noch in Schmerzen hinquälen — würgen wollte ich sie auch nicht — was blieb übrig, als sie todtzuschlagen!" — da übermannte die Ueberzeugung des verübten Frevels jeden Zweifel und sie stürzte unter Jammergeschrei zu ihrem Manne hinauf, der sogleich eine Untersuchung der Selbstbeschuldigung für gut fand und wirklich die Böttcherfrau blutig und als Leiche im Ehebette des Pahldik'schen Paares antraf. Jetzt war der Schlag, der

Krach und das widernatürliche Wimmern und Röcheln erklärt. Es würde schwer sein, die verschiedenartigen Empfindungen zu schildern, die das Herz der armen Frau Hempel durchfluteten. Wir haben aus ihren actenmäßigen Aussagen die Einleitung dieses Criminalprozesses entnommen und glauben den Leser dadurch in Stand gesetzt zu haben, ihren Zustand zu errathen. Nach allen vorliegenden Verhören war Frau Hempel die einzige Person gewesen, der die Ermordete im Drange der Mittheilungslust von dem unseligen Geheimnisse erzählt hatte. Niemand in der Nachbarschaft erinnerte sich jemals etwas anderes als Antwort auf gelegentliche Nachfragen erhalten zu haben, als eine kurze Abweisung und die Hindeutung: ihr Mann sei krank. Ob es eine Ahnung ihres Schicksals war, ob Pahldik schon einmal Versuche der Art vorgenommen, oder ob er ihr vielleicht mitgetheilt hatte, daß sie fortgeschafft werden müsse — wir wissen es nicht und können leider das Dunkel nicht erhellen, das über der Aeußerung liegt, womit sie die junge Frau Hempel entließ: „Ich fürchte mich heillos vor der Nacht" und „Gott mag wissen, wie es endet!" Wenden wir uns nun ausschließlich zu dem armen Verirrten, der im Wahne so schwere Schuld auf sich lud und suchen wir aus seinen Aussagen, die wir fast wörtlich aus den Acten abschreiben, seine Geisteszerrüttung und die Motive zur That festzustellen. Es wird den Leser befremden, wie es uns befremdet hat, wie wunderbar phantasiereich die

Ideen, welche diesen Mann von geringer Bildung und geringem Stande gefangen hielten, von ihm ausgedrückt und geschildert werden. Wäre er Dichter geworden, so würde er mit diesen Phantasien Aufsehen haben erregen können — er wurde Böttcher und seine schrankenlose Geistesthätigkeit führte ihn zum Mord. — Wir begegnen hier einer Individualität, welche, jedenfalls in körperlichem Mißbehagen, einen Wahn aufgriff und denselben dergestalt wurzeln und sich entwickeln ließ, daß er die ganze Seele ausfüllte, ohne die Geistesthätigkeit zu hemmen und den Verstand zu unterjochen. Pahldik hatte in seiner Frau ein Wesen zur Seite, welches, wortkarg und grübelnd, nicht den Willen und die Kraft hatte, gegen diesen Wahn zu kämpfen. Sie erfüllte ihre Pflichten als Ehegattin mit der düsteren Resignation, daß schweres Unglück nicht zu ändern sei — von einem Versuche, naturgemäß gegen körperliches Leiden zu Felde zu ziehen, stand sie in der Ueberzeugung ab, daß die Krämpfe und Verzerrungen des Mannes Wirkungen des Kampfes mit dem leibhaftigen Bösen seien. Da ihr Mann weder an fallender Sucht noch an hervorstechenden, bekannten Nervenübeln litt, so fand sie die Idee des Arztes und des Beichtvaters lächerlich, daß die Nerven an den seltsamen Unfällen schuld seien, wovon Pahldik bisweilen überfallen wurde. Es wäre gewiß eine Heilung möglich gewesen, wenn ein kräftiger und heiterer Sinn in Pahldik's Frau vorgewaltet hätte — in ihrer traurigen

Hingebung an die Unabwendbarkeit dieses Geschickes lag der Keim zu ihrem Tode. —

Wir nehmen nun den Faden unseres Prozesses mit den Verhören des unglückseligen Mörders wieder auf, führen ihn darin selbstredend ein und schließen die weitläufigen, meist unsinnigen Erzählungen von einzelnen Kämpfen mit der Teufelsgewalt, aus, insofern sie nicht bezüglich zu seiner That sind. Das Document, worauf er sich mehre Male beruft, findet sich wirklich vor, ist jedoch nichts weiter, als Gekritzel, das Niemand zu entziffern vermag, mit mehren symbolischen Zeichen (zum Beispiel: I H S. mit einem Dornenkranze umgeben, unten am Rande ein Fratzengesicht, ein Galgen und drei Kreuze).

Woher ihm dieß Papier gekommen, konnte durchaus nicht erklärt werden, da er beharrlich behauptete, es dem Teufel abgerungen und auf seiner Brust verborgen zu haben. Es ist möglich, daß muthwillige Buben es ihm in's Fenster geworfen haben und es von ihm, nach einem vorübergegangenen Paroxismus, gefunden wurde. Er selbst war von der Aechtheit desselben überzeugt, las es auch seinem Richter mit feierlichem Ernste so vor, wie der Teufel es erklärt hatte.

Wir kennen den Inhalt durch die Erzählung seiner Frau und fügen nur noch hinzu, daß er die Randzeichnung als Unterschriften der beiden gewissenlosen Pathen, die ihn für zehn Thaler verkauft hätten, an-

nahm, so wie den Galgen, der in der Mitte stand, als Handzeichen des Teufels.

Auf das Befragen des Richters: ob der Inculpat Pahldik schon lange von den Erscheinungen gequält gewesen wäre, die er mit der Bezeichnung „Teufel" klar zu machen suche, antwortete er ganz besonnen und bestimmt:

„Schon in meiner Jugend wurde ich von steter Angst und Beklemmung gefoltert, doch hatte ich keine Ahnung davon, daß ich so elend sei, in den Klauen des Bösen zu liegen. Erst als ich, von meinem Lehrherrn über Land geschickt, eines Abends im Glanze der untergehenden Sonne durch einen Wald ging und mich an dem hüpfenden Schatten ergötzte, der durch die Bäume auf das schöne grüne Gras fiel, erst da bemerkte ich, daß neben mir eine schwarze Gestalt war, die sich immer vor mein Gesicht beugte und mich abscheulich anlachte. Ich schlug dem Kerl in's Gesicht. Fort war er! Aber er kam wieder. Ich focht nun immerfort mit den Armen um mich herum und da wurde er's müde. Von da an kam er täglich einige Male, mich zu stören, aber er that mir noch nichts — er faßte mich nicht an!" —

Weiter befragt: ob er Schmerzen gefühlt, wenn diese Erscheinung da gewesen sei, antwortete er ganz befremdet: „Nein. Schmerzen nie — nur innere Angst! — „Auf die Frage: wie es jetzt mit ihm stehe — ob diese innere Angst fortdauere — antwortete er unschuldig wie ein Kind und sagte:

„O, jetzt ist ja Alles gut. Ich werde nun bald im himmlischen, wahrhaftigen Lichte sein, wie mir der liebe Gott=Vater in eigener Person verheißen hat!“

Auf die Frage: ob er sich ganz ruhig fühle, ganz wohl und ganz zufrieden? rief er in wahrer Extase:

„Ach, so wohl ist mir nie gewesen! Bin ich doch dem Teufel nun entgangen — bin ich doch erlöset aus seinen Stricken und um mich brennt das wahrhafte Licht in hellen Flammen, die der Böse mit aller Gewalt und Macht nicht durchdringen kann. Ich kann so frisch aus dem Herzen beten, wie niemals!“

Man fragte: ob er nicht mit Reue an seine That denke?

„Nein“, betheuerte er ernst. „Meine Frau mußte fort. Sie stand zwischen mir und dem wahrhaftigen Lichte — sie war ein dunkler Fleck, den das Licht nicht überströmen konnte — sie mußte fort, damit der Tod zu mir kommen konnte, der die Flammen des heiligen Lichtes trug.“

Man fragte: ob er wohl im Stande sei, ganz genau zu erzählen, wie er zu dem Gedanken gekommen wäre, seine Frau, die ihm nie etwas zu Leide gethan, todtzuschlagen?“

„O ja“, entgegnete er mit freudiger Aufregung — „o ja, das kann ich! Ich war am Freitag (der Mord geschah in der Nacht vom Montag zum Dienstag) zum Pater Benedict in die Dominikanerkirche gegangen und hatte gebeichtet und durch ihn das Hochwürdige

empfangen. Nach dem Genusse des heiligen Abendmahles wurde mir stets für kurze Zeit leichter und an diesem Freitage war es mir besonders wohl geworden, weil mir eine große Glocke die Worte in's Ohr gebrummt hatte: Du wirst erlöset! Ich erzählte dieß meiner Frau und sie faltete ihre Hände, um Gott zu danken. Ich ging recht vergnügt zu Bette und dachte darüber nach, wie und wann es wohl geschehen könne, daß ich erlöset würde, da klopfte es an mein Bettgestell auf der rechten Seite, wo ich lag. Meine Frau lag auf der linken Seite, nach der Wand zu. Ich horchte ganz verwundert, machte aber schnell mein Kreuz, im Falle es der Teufel sein sollte, der da klopfte. Aber es war der Tod, der geklopft hatte. Er legte seinen Knochenarm über meine Brust und fing an um mich herum zu rasseln mit seinen trockenen Knochen. Ich richtete mich schnell auf. Es war stockfinster in der Stube, aber dennoch sah ich den Bösen drei Schritt von meinem Bette stehen. Der Tod stellte sich aber zwischen uns. Von diesem Augenblicke an liebte ich den Tod und hoffte in ihm meinen Erlöser zu sehen. Mit diesem Gedanken schlief ich ein und wachte erst wieder auf, als es abermals an mein Bettgestell pochte. Es war hell in der Stube, als wenn tausend Flammen brannten. Der Tod war verschwunden, aber der Teufel sprang immer zu mir heran, freilich ohne mich zu greifen, denn es lag eine Hostie vor mir auf dem Bette, aber seine Grimassen waren schrecklich und äng=

stigten mich. Er kam immer näher. Ich fühlte seinen Athem — ich fühlte seine kalten Klauen — ich fühlte, daß die Hostie unter meinen Händen verging. Da traten sieben Dominikaner langsam in die Stube und schlossen einen Kreis um mich. Und ein kleiner Mensch kam hinter ihnen vor, setzte einen Block in die Mitte und legte ein blitzendes Schwerdt auf den Block. Ich richtete mich in die Höhe, um besser sehen zu können, was geschehen würde. Plötzlich durchschritt der Gott-Vater den Kreis — einen Purpurmantel um seine Schulter und eine blendende Lichtkrone auf dem Haupte — er hob das Schwerdt und sagte mit einer tönenden Stimme, wie die Trompeten des Weltgerichtes: „Ich richte dich, damit du das himmlische und wahrhaftige Licht schauen sollst!“ Als er diese Worte gesprochen, verschwand Alles mit einem Schlage und ich sah nur in der Entfernung eine große himmlische Stadt, welche so hell leuchtete, wie die hellsten Flammen von tausend Lichtern. Nach dieser Erscheinung war mir leicht und wohl. Ich schlief wieder ein. Am Morgen dachte ich darüber nach, konnte aber keinen rechten Zusammenhang darin finden. Bei der Arbeit plagte mich der Teufel wieder hart. Ich wehrte mich tüchtig und betete viel inniger, als sonst, um meine Erlösung. Der Teufel lachte mich hell aus. Er rief mir zu: ich solle doch den Tod kommen lassen. Ermattet setzte ich mich in meinem Schuppen auf ein kleines Faß und dachte: wie schön es wäre, wenn der

Tod ungerufen kommen wolle. Da öffnete sich die Wand — die Sonne schien gerade in den Schuppen hinein — und ich sah auf einem Throne ein Weib sitzen mit schneeweißem Gesicht und langen Haaren. Sie trug eine Krone auf dem Haupte, welche lange Spitzen hatte. Aus jeder dieser Spitzen schlug ein Strahl in die Höhe und oberhalb vereinigten sich die Strahlen zu einer Flamme. Vor ihr lagen viele Menschen, die schliefen so tief und so friedlich, daß sie wie selig aussahen! Aber neben diesen schlafenden Menschen — so daß sie einen Kreis darum bildeten — standen schwarze Gestalten mit Pferdeköpfen und Pferdefüßen, mit kurzen, gestutzten Flügeln an den Schultern und mit langen, spitzgebogenen Nägeln an den Fingern. Alles aber blieb still und unbeweglich, bis plötzlich eine Figur zwischen ihnen erschien, — auch schwarz, aber mit einer kurzen Jacke bekleidet und ohne Flügel — dieser trug eine Glocke in der Hand, womit er läutete, bis Alles erwacht und Alles in Bewegung gekommen war. Und das schneeweiße Weib auf dem Throne breitete ihren Mantel von einander, da fielen Blumen und Blätter und Früchte heraus, Alles von Licht und Flammen — die Menschen, die da geschlafen hatten, standen da und sahen zu, wie die Blumen strahlend umherschwirrten, aber sie weinten und sahen traurig aus, als sei ihnen die ewige Seligkeit verloren gegangen. Plötzlich erblickte ich meine Frau unter ihnen. Ich winkte ihr. Sie schüttelte mit dem Kopfe und zeigte auf die schwarzen Kobolde, die

zu tanzen begannen und mich in ihre Mitte schließen wollten. Das Licht und die brennenden Blumen, die strahlende Frau auf dem Throne, Alles, Alles wich von mir zurück, als ich meine Frau gesehen hatte, nur die Kobolde blieben und meine Frau blieb. Ich sehnte mich nach dem Lichte, aber meine Frau wurde immer dunkler und größer, je mehr ich mich sehnte. Sie muß fort! sagten viele Stimmen um mich —. Sie muß fort! sagte der Tod, der auch dazu kam, und das Licht winkte und leuchtete hinter ihr, wie die Gluth einer Feuersbrunst. Ich sprang auf, um hinzueilen, wo es war — aber meine Frau hielt mich fest — es verschwand Alles — und sie sagte zu mir: „„Bete! Bete, armer Mensch!““

Der Richter unterbrach den Redefluß des Inculpaten mit der Frage: ob seine Frau damals wirklich neben ihm gestanden und diese Worte gesagt habe?

„Ja", antwortete Pahldik. „Es war ja Alles wirklich, Alles! Meine Frau wollte mich nicht fortlassen. sonst hätte ich eine lichtströmende Blume gehascht und könnte sie Ihnen zeigen."

Der Richter fragte: ob er von diesem Momente an den Plan gefaßt, seine Frau zu ermorden?

„Plan habe ich gar nicht gefaßt — es ist mir Alles geheißen! — Ich verstand nun den Zusammenhang von meinem nächtlichen Besuch. Ich solle meine Frau wegschaffen, dafür würde ich gerichtet, aber auch des himmlischen und wahrhaftigen Lichtes theilhaftig

werden. So hieß die Offenbarung. Aber noch wußte ich nicht, wie ich die Frau wegschaffen könnte. Sollte ich ihr Schmerzen machen? Ach, ich hätte lieber selbst Schmerzen ausgehalten. Sollte ich sie in's Wasser stürzen? Wenn sie aber nicht unterging und mit Todesangst zu kämpfen hatte? Da bin ich alle Nächte aufgestanden und habe Gott gebeten, mir ein Zeichen zu geben und habe Gott angeflehet, den Tod hinabzuschicken, um uns Beide, die Frau und mich, zu erlösen. Als der Tod nicht kam, aber der Teufel wieder dreist an mir herumgriff und mich lachend und höhnend zerrte und kniff, da beschloß ich, meine Frau nun bald mit eigenen Händen umzubringen, damit ich endlich ins wahrhaftige und ewige Licht käme, wenn auch durch Henkershand. So wie ich das beschlossen hatte, schossen allenthalben Sonnen hervor und ich merkte, daß ich auf dem Wege zum wahrhaftigen Lichte war.

„Ich mußte nach Bollbergen Fässer fahren. Unterwegs beschloß ich, den Tod meiner Frau zu beschleunigen. Als ich am See vorüberkam, da sah ich plötzlich den lieben Gott in einer Wolke über dem Wasser schweben. Hell, wie eine Lichtflamme, stand er aufrecht und neben ihm ein bleicher Mann am Kreuze. Und der Himmel kränzte sich mit silberweißen Blumen, zwischen denen Fußsteige aufwärts führten, wo lichtvolle Gestalten hinaufstiegen. Ich erkannte, daß ich nun nicht säumen dürfe, weil sonst die Himmelsstege

verschwinden und nie wieder aufgefunden werden könnten. Aber kaum hatte ich den Berg erreicht, den ich immer still weg hinaufgefahren war, so fuhr mir der Teufel, wie eine Windsbraut, in's Gesicht und quetschte mir die Nase, stieß in meine Augen und zausete mich in den Haaren. Ich blickte in der Angst meines Herzens nach dem Gottesbilde in den Wolken. — Es war verschwunden, und nur der Mann am Kreuze war noch zu sehen, wie er sterbend sein Haupt neigte. Der Teufel hatte mich augenblicklich verlassen, so wie ich nach meinem Gott-Vater schrie — er war aber hinter meinem Wagen. Ich fuhr rasend vorwärts und betete immerfort und schlug nach ihm. Aber nun wußte ich, daß meine Rettung noch in dieser Nacht geschehen mußte. Ich nahm den Schlägel mit in's Bett und betete, bis meine Frau schlief. Dann schlug ich hart auf ihren Kopf. Sie stöhnte fürchterlich. Ich schlug noch ein Mal — sie ächzte tief auf und als ich zum dritten Male schlug, da war sie ganz still. Ach und mir wurde so leicht. Um mich floß das wahrhaftige Licht und der Teufel retirirte vor dem Lichte — er konnte nicht wieder zu mir heran und ist auch jetzt noch nicht näher gekommen Ich glaubte, nun würde der Tod kommen. Ich streckte mich neben meiner Frau aus und wartete auf ihn. Es wurde mir so wohl zu Muthe wie noch nie — so ungefähr, als wenn man ruhig einschlafen möchte. Ich

freute mich über meinen leichten Tod, denn es that mir nichts weh und es zog wie ein Schwirren und leises Singen über mich hin."

Auf die Frage des Richters: „ob er dieß Gefühl auch noch am Morgen, nachdem er gesehen, daß er nicht gestorben sei, gehabt habe", antwortete Pahldik mit der Freude eines Menschen, der sich bewußt ist, ein Wohlgefühl durch ein gutes Werk verdient zu haben: — „Ja, dieß Gefühl habe ich unverändert bis heute. Ich denke an keinen Teufel mehr, es kommt keine Erscheinung mehr und ich brauche nun gar nicht mehr zu beten um Ruhe — die habe ich. Ich danke nur Gott alle Tage für seine Gnade und bitte ihn nun, seine Verheißung wahr zu machen." —

Es würde zu ermüdend sein, wollten wir Schritt vor Schritt den verschiedenen Zeugenaussagen folgen, die dem Inquirenten nöthig schienen, um festzustellen, daß kein anderes Motiv zum Morde vorhanden gewesen sei. Wir referiren nur kurz, daß alle Zeugen darin übereinkamen, niemals Zwist zwischen den Eheleuten bemerkt zu haben. Eher sei eine eigenthümliche, stumme und schwermüthige Innigkeit bei verschiedenen Gelegenheiten sichtlich hervorgetreten und habe verrathen, daß zwischen diesen Leuten ein geheimes Bindungsmittel obgewaltet hätte. Der Verdacht, daß die Phantasien, welche wir so eben aufgezeichnet haben, eine beschönigende Vorspiegelung sein könnten, fällt also hiernach

zusammen. Der Böttcher Pahldik hatte keinen Grund, sich einer Frau zu entledigen, die ihm stets treu und theilnehmend zur Seite geblieben war. Daß sein Zustand sich verschlimmert hatte, geht aus der Klage der Frau an ihre junge Hauswirthin hervor. Daß dieser Zustand eine Veränderung und Verbesserung erlitt nach vollbrachter That, kann ganz natürlich erklärt werden, sowohl aus physischen als moralischen Ursachen. Sein Wahn dauert fort — er ist im wahrhaftigen Lichte und unter Gottes Schutz, weil er nach seinem Befehle gethan hat — er wartet mit gläubigem Vertrauen auf Gottes Verheißung, der ihn richten will, um ihn selig zu machen. Der Teufel quält ihn nicht mehr —! Es ist eine Seligkeit in der Ruhe, die ihn seit dem Morde umgiebt, die keine Reue aufkommen läßt. Der innere ungestillte Drang nach einer Veränderung seines Wesens und seiner Lage hat aufgehört — er denkt, er thut nichts mehr! Seine Phantasie, so jämmerlich einseitig von Teufelsbildern bevölkert, arbeitete sich bei dem Wunsche, befreiet zu werden, bis zu einer Lebhaftigkeit empor, die ihm in seiner geistigen Schwäche eine Folter wurde. Dieser Zustand nahm plötzlich ein Ende, als er seine That wirklich ausgeführt hatte und nun wurzelt die Meinung in ihm: er sei erlös't!

Einen Mann in solcher Geistesverfassung als Mörder bestrafen zu wollen, wäre eines cultivirten Staates

unwürdig gewesen. Das Spruchcollegium kam darin überein, ihn mit jeder Strafe zu verschonen, ihn jedoch zur Sicherheit des Publikums in einer öffentlichen Anstalt bei strenger Aufsicht, aber mäßiger Arbeit lebenslänglich fest zu setzen.



Ende.

Camenz, Druck von C. S. Krausche.

Inhalt.

Seite

